



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Hefen: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Drkmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Als Wolfgang draußen auf dem halbdunklen Gange vor Mariens Zimmer ein paar Schritte gethan hatte, huschte ihm eine kleine, schattenhafte Frauengestalt — dieselbe, die ihm vorhin auf sein Klingeln geöffnet hatte — über den Weg. Es schien fast, als habe sie sich in irgend einem Winkel verborgen gehalten, um die Beendigung seines Besuches bei Fräulein von Brendendorf abzuwarten.

„Guten Abend, Madame!“ sagte Wolfgang, vor ihr stehen bleibend, „darf ich fragen, ob Sie die Vermietlerin dieser Zimmer sind?“

„Ich habe die Ehre!“ klang es von einer hohen, dünnen Stimme etwas spitz zurück. „Aber nicht Madame, sondern Fräulein, wenn ich bitten darf — Fräulein Engelhardt!“

„Verzeihung!“ erwiderte er mit einem Anflug von treuerherzigem Humor. „Es ist hier so finster, daß Sie den Verthum vielleicht entschuldbar finden werden. Also, mein verehrtes Fräulein Engelhardt, wenn Sie die Vermietlerin dieser höchst reizenden Zimmer sind, so ist es für Sie vielleicht von Wichtigkeit, zu erfahren, daß ich nicht etwa ein Freund oder Verehrer, sondern der leidliche Bruder des Fräuleins Marie von Brendendorf bin. Sie werden, wie ich hoffe, unter diesen Umständen in meinem späten Besuch nicht länger etwas Bedenkliches erblicken.“

Fräulein Engelhardt war ein wenig beschämt. Dieser feine Herr hatte also mit einem einzigen Blick durchschaut, daß es ihre Absicht gewesen war, zu horten

und zu kundschaften. Und sie verbesserte ihre Lage nicht, indem sie sich in merklicher Verwirrung zu entschuldigen versuchte.

„Sie werden begreifen, mein Herr, daß ein allein stehendes Mädchen, welches wie ich darauf angewiesen ist, sein Brot durch Zimmervermietten zu erwerben, mit besonderer Strenge auf die Bewahrung von Anstand und Sitte halten muß und keine zweifelhaften Elemente unter seinem Dache dulden darf!“

„Gewiß!“ versetzte er mit Nachdruck. „Und eben weil ich dies vollkommen begreife, möchte ich Ihnen raten, dem Herrn Hudeg so bald als möglich das Quartier zu kündigen. Oder zählt dieser Herr nicht zu Ihren Miethern?“

„Freilich! Seit vierzehn Tagen! — Aber wie Sie mich ersprechen! — Hat es denn etwas mit ihm auf sich?“

„Ich kenne ihn nicht besser, als man jemand in etwa dreißig Sekunden kennen lernen kann; aber er sieht aus, als könnten diejenigen, welche sich mit ihm zu schaffen machen, recht unerfreuliche Ueberaschungen erleben.“

„Ach, Du lieber Himmel! — Vielleicht ist er gar ein Mörder! Und ich habe ihn noch nicht einmal bei der Revierpolizei angemeldet!“

„Nun, für einen Mörder halte ich ihn gerade nicht! Aber die vorgeschriebene Meldung sollten Sie trotzdem in Ihrem eigenen Interesse nicht unterlassen!“

„Er wußte mich ja immer daran zu verhindern. Seit vierzehn Tagen erwartet er stündlich das Eintreffen meiner Papiere.“



Reichskanzler Georg Leo von Caprivi.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Gipsphotograph in Hannover.

„Aber diese Papiere werden niemals ankommen, verlassen Sie sich darauf! Uebrigens ist es wohl eine Unbescheidenheit, daß ich mich in diese Dinge mische.“

„O nein! Ich bin Ihnen im Gegentheil dankbar dafür! Und für Sie ist es ja gewissermaßen auch von Wichtigkeit; denn das gnädige Fräulein Schwester hat ja sozusagen mit dem verdächtigen Menschen förmlich Freundschaft geschlossen. Vorgestern abend war er nicht weniger als eine Stunde und vierzig Minuten in ihrem Zimmer. Mein Gott, wenn er nicht gar so jämmerlich aussähe, hätte man wahrhaftig glauben können —; aber das ist natürlich Unsinn — Sie werden mich nicht mißverstehen! — Und wenn nicht bis spätestens übermorgen die Zeugnisse dieses Herrn Hundes eingetroffen sind, so muß er hinaus, das ist keine Frage! Ich dulde nichts Zweifelhafte unter meinem Dache!“

Wolfgang verabschiedete sich und stieg die drei steilen Treppen hinab, um unten die erste Droschke anzurufen, deren er habhaft werden konnte. Die Persönlichkeit des angeblichen Journalisten mußte seine Gedanken noch immer lebhaft beschäftigen; denn während das Gefährt über den Asphalt der Friedrichstraße rollte, sagte er vor sich hin:

„Vielleicht thue ich dem Burschen unrecht — nun, dann ist ja der Schaden für ihn nicht so groß, und von ihrem Lebenswege muß er jedenfalls entfernt werden. Uebrigens möchte ich darauf schwören, daß ich ihn richtig beurtheile. So verängstigte und verheßte Augen macht man wahrhaftig nicht aus bloßer Schüchternheit!“

Vor das Gartengitter einer zweistöckigen Villa in der Viktoriastraße rollte eine offene Droschke erster Klasse, und ein redend gebauener junger Dragoneroffizier sprang säbelklingend auf das Pflaster.

„Volle einundzwanzig Minuten!“ sagte er, sein hübsches, von Lust und Sonne gebräuntes Gesicht mit dem fast überlangen blonden Schnurrbart dem Kutsher zuwendend. „Es ist ein Scandal! Ihr spathlamer Gaul da hätte doch wahrhaftig längst verdient, in ein besseres Jenseits oder in den Wurstkessel einzugehen!“

Trotz dieser Entrüstung mußte der junge Krieger das Jahrgeld nicht eben lärglich bemessen haben; denn das rothe Gesicht des Droschkenkutschers verzog sich zu einem breiten Grinsen und er lästete höflich seinen lackierten Hut.

„Danke noch schön, Herr Leutnant! — Aber kein Spath ist bei mir bei meine alle Liebe. Sie hat bloß manchmal ein bißchen Rheumatismus, wenn der Wetter umschlägt duht.“

Der Dragoner lachte und ging raschen Schrittes in das Haus, dessen Thür bereits von dem Pförtnerzimmer aus geöffnet worden war. Ein Diener in einfacher Livree und von militärischer Haltung war ihm behilflich, Mantel und Säbel abzulegen.

„Herzhaften schon beim Frühstück?“ fragte er, vor dem Spiegel sein wohl gekämmtes Haar mit einem Taschentüchchen bearbeitend.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — seit zehn Minuten!“

„Natürlich! — Mühte ich auch an diese unglückselige Rosinante mit dem Rheumatismus gerathen! — Na, ich kann's nicht ändern.“

Er ging durch mehrere mit großer Leppigkeit ausgestattete Gemächer und schlug mit kräftiger Armbewegung den Vorhang zurück, welcher die Thüröffnung nach dem Speisezimmer verkleidete.

„Ich melde mich zur Stelle, Herr General! — und ich wünsche meinen theuren Angehörigen einen guten Morgen! — Ah, welch' ein herzerfreuender Anblick!“

Es blieb zweifelhaft, ob die letzten Worte sich auf den mit allerlei ausgefuchsten Lederbüßen besetzten Frühstückstisch inmitten des hohen, holzgetäfelten Gemaches bezogen, oder ob sie den vier Personen galt, welche sich um diesen gruppiert hatten. Die zierliche, junge Dame mit den dunklen krausen Tituslöckchen und den großen, lebensprühenden Augen, welche der Thür gegenüber neben der wohlbeleibten und etwas gleichmüthig dreinschauenden Generalin saß, mußte wohl das letztere annehmen, denn sie rief dem Eintretenden fröhlich zu:

„Im Namen der übrigen danke ich Dir für die Liebenswürdigkeit! Aber Du hättest Dir diese Herzensfreude recht gut schon eine halbe Stunde früher verschaffen können.“

„Wir glaubten in der That, Du würdest die Stücke des

Herrn Uhl wieder einmal der unsrigen vorziehen,“ sagte der General, eine trotz des grauen Schnurrbarts und des beinahe weißen Haupthaars noch immer jugendlich schlante und straffe Männergestalt. „Ich habe Gilly im Verdacht, daß diese Schildkrötenbonillon nur Dir zuliebe gebrant wurde, und Dir zuliebe haben wir sie nun auch trinken müssen, als sie dem Gefrierpunkt bereits sehr bedenklich nahe war.“

„Ich hoffe, die Zerknirschung ist mir deutlicher aufs Gesicht geschrieben, als ich sie in Worte zu fassen vermöchte,“ versetzte der Dragoner, indem er eine drollige Grimasse schnitt und sich auf den leeren Stuhl an der Seite seiner Schwester Gilly setzte. „Guten Morgen, Lothar! — Eine dienstliche Abhaltung natürlich! — Aber an meinem Kommen hättet Ihr nicht zweifeln dürfen! Ich hatte es ja versprochen, und was ich verspreche —“

„Pflöge ich nur mitunter zu vergessen!“ fiel Gilly ein, mit spitzem Mündchen von ihrem Madeiraflase nippend. „Daß Du Dein schreckliches Benehmen vom vorgestrigen Charlottenburger Rennen schon wieder abgebußt, daß Du es wagst, Dich in meiner Gegenwart auf die Verlässlichkeit Deiner Versprechungen zu berufen?“

„Mein schreckliches Benehmen?“ fragte er mit erheuchelter Verwunderung, „ich weiß in der That nicht — mein Gewissen ist rein und fleckenlos wie Dein Eisenbeint, theuerste Gilly!“

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm.

„So will ich es zu Deiner Strafe hier öffentlich erzählen! Weil ich auf der Tribüne nicht eine einzige mir bekannte Dame in meiner Nähe sah, hatte er mir feierlich geloben müssen, nicht einen Augenblick von meiner Seite zu weichen. Eine Viertelstunde lang hielt er es aus, obwohl ich nie in meinem Leben einen zerstreuteren Gesellschafter gehabt habe. Dann erbettelte er sich einen Urlaub von fünf Minuten, und ich war gutmüthig genug, ihn zu gewähren. Genau dreiviertel Stunden später sah ich den Abtrünnigen zum ersten Mal wieder, und Ihr könnt Euch meine Entrüstung vorstellen, als er es nicht einmal für erforderlich hielt, sich zu entschuldigen. Giebt es einen parlamentarischen Ausdruck, um solches Verhalten gebührend zu bezeichnen?“

Der Angeredete, welcher seinen Bruder beim Eintritt nur stumm begrüßt und seitdem unverwandt durch das breite Fenster auf die fast völlig entlaubten Baumwipfel des kleinen Gartens hinaus geschaut hatte, wandte sich etwas betroffen um. Er war dem heiteren Geplänkel der beiden offenbar gar nicht gefolgt; aber der Dragonerlieutenant ersparte ihm das Eingeständniß dieser Unaufmerksamkeit.

„Du brauchst kein juristisches Gutachten, Gilly,“ sagte er, „denn ich bekenne reumüthig meine Schuld. Wenn es nicht auf der Stelle geschah, so hat das seine Ursache lediglich darin, daß ich Dich in der allerbesten Gesellschaft fand und in einer Gemüthsstimmung, die mich unmöglich auf den Gedanken bringen konnte, Du habest Dich gelangweilt oder mich vermisst.“

Das reizende Tituslöckchen neigte sich etwas tiefer auf den Teller hinab; aber der rosige Hauch, der plötzlich auf den zarten Wangen lag, konnte den anderen darum doch nicht ganz verborgen bleiben.

„Was für eine Gesellschaft war denn das, die dieser Tange nichts die allerbeste nennt?“ fragte der General.

„O, ich bin sicher, Papa, daß auch Du sie nicht anders bezeichnen kannst. Es war Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg, der unserer Gilly nach allen Regeln der Kunst den Hof machte.“

„Engelbert!“ mahnte die Generalin mit einem strafenden Blick, ohne jedoch ihre angenehme Beschäftigung mit dem zarten Bruststück eines Fasanenhahns zu unterbrechen.

Die scharfen Augen des Generals hatten der noch immer eifrig auf den Teller schauenden Tochter einen raschen, prüfenden Blick zugeworfen, dann sagte er in einem ziemlich gleichgültig klingenden Tone:

„Lamoral? — Das ist der Jüngere, der bei den Gardesfürstlichen steht — nicht wahr?“

„Jawohl, Papa!“ antwortete Engelbert, „ein hübscher Junge, wenn es auch immerhin ganz gut ist, daß das Pulver schon vor seiner Geburt erkunden worden war.“

Gilly legte ihr silbernes Messer auf den Tellerband, daß es klirrte.

„Ich weiß wirklich nicht, was Du immer über ihn zu spötteln hast, Engelbert! Denselben ausgezeichneten Wig machtest Du

schon auf unserer Heimfahrt vom Kennen. Bist Du denn so sicher, daß Du es erfunden haben würdest?"

"Bei Leibe nicht!" lachte der Dragoner. "Und wer mir künftig bezweifelt, daß Prinz Lamoral der geistreichste aller lebenden Kavaliere ist, den lasse ich ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen. Ist Dir das genug?"

"Ach, Du bist unaussprechlich! — Weißt Du denn wirklich von nichts Geschickterem zu sprechen?"

"O ja! Zum Beispiel von etwas ganz Außerordentlichem, Phänomenalem, das ich gestern Abend im Wintergarten gesehen habe. Miß Vittoria, die Königin der Luft — ich sage Dir, Gilly, eine Perle von einem Wei — von einer Künstlerin, meine ich! Niesen-Doppel-Saltomortale durch den halben Saal und dabei höchstens siebzehn Jahre alt — mit lang nachwachsendem, rothblondem Haar — ein fliegender Engel, wie er im Buche steht!"

"Engelbert!" mahnte Ihre Excellenz wieder, mit beiden Händen lachend; der General aber warf seiner Gemahlin einen Blick zu, den sie verstand. Mit einem Aufseufzen, das vielleicht der Leichtfertigkeit der Jugend, vielleicht aber auch dem noch immer ganz ansehnlichen Rest der Fasanenbrust auf ihrem Teller galt, legte sie Messer und Gabel nieder und rückte ihren Stuhl. Die Frühstückstafel war aufgehoben; man wünschte sich geeignete Mahlzeit, und die drei Herren zündeten die ihnen von dem Diener gebotenen Cigarren an.

"Komm, Engelbert, ich will Dir mein neues Pelzjäckchen zeigen," sagte Gilly, sich in den Arm des Bruders hängend. "Du hast es im Grunde nicht um mich verdient; aber wir sind ja nun einmal das schwache Geschlecht und müssen uns Eure Rücksichtlosigkeit geduldig gefallen lassen!"

Er gab ihr eine artige Antwort, und sie verließen das Zimmer, begleitet von der Generalin, die im Bewußtsein ihrer hundertundneunzig Pfund etwas schwerfällig einherschritt.

Lothar von Brentendorf stand mit eruster Miene am Fenster. Der in seinem spätherbstlichen Gewande recht unfreundliche Garten schien noch immer seine besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Ueber seine Zeitung hinweg betrachtete der General vom Sofa her den wortfargen jungen Mann. Es war nicht mehr jenes behagliche, soft geschmeichelte Lächeln auf seinem Gesicht, mit welchem er vorhin den spottklingend eintretenden Engelbert begrüßt hatte. Und die Verschiedenheit der väterlichen Empfindungen erschien vielleicht nicht gar so unerklärlich angesichts des unter Brüdern immerhin merkwürdigen Gegensatzes in der äußeren Erscheinung der beiden. Lothar mochte um fünf Jahre älter sein als Engelbert, wenn schon man auf den ersten Blick den Altersunterschied wohl für bedeutender halten konnte. Er war von kaum mittelgroßer, etwas untersehter Gestalt, von nachlässiger Haltung und langsamem, ziemlich eifigen Bewegungen. Sein dunkles Haar, das sich an den Schläfen bereits ein wenig zu lichten begann, war schlicht nach hinten gekämmt, und der kurze Vollbart zeigte sich nicht sonderlich fleißig für das scharf gezeichnete, in den Wadenknochen wesentlich zu breite Gesicht. Dies Gesicht hatte freilich ein ungleich klügeres Gepräge als dasjenige des Dragonerleutnants; aber es fehlten ihm die lebenswürdige Frische, die unwiderstehlich gewinnende Heiterkeit, durch welche Engelbert jedermann für sich einnahm.

"Ich habe noch eine Neuigkeit für Dich, Lothar," sagte der General, indem er seine Zeitung mit etwas nervösen Bewegungen zusammenfaltete; jedenfalls hatte er bis dahin auf eine Auredede von seiten seines Sohnes gewartet.

Der andere wandte ihm sofort mit gebührender Artigkeit sein Antlitz zu.

"Eine Neuigkeit?" fragte er ohne besondere Ueberraschung. "Ich stehe zu Diensten."

Bei der gestrigen Trauerfeier für den verstorbenen Generalleutnant von Schlotberg traf ich mit dem Herrn Minister des Innern zusammen, und Seine Excellenz hatte die große Lebenswürdigkeit, sich sogleich Deiner zu erinnern. Dein Besuch um Entlassung aus dem Verwaltungsdienst hatte ihn bereits vorgelegen, und er konnte nicht umhin, neben seinem freundlichen Bedauern auch seinem Befremden lebhaften Ausdruck zu geben. Er meinte, Du seiest doch wahrlich nicht berechtigt, Dich über Zurücksetzung zu beklagen."

"Ich erinnere mich nicht, das jemals gethan zu haben, und

auch aus der Begründung meines Gesuches dürfte eine solche Klage schwerlich herauszulesen sein."

"So sind die von Dir angeführten Gründe dem Herrn Minister jedenfalls so wenig einleuchtend erschienen, daß er in ihnen nur leere Vorwände einer gekränkten Eitelkeit erblickte."

"Ich konnte mich da freilich aus naheliegenden Ursachen nicht ganz unumwunden aussprechen; aber das Ganze ist doch schließlich nur eine Form. Die bloße Kundgebung des Wunsches genügt ja stets, seine Erfüllung herbeizuführen."

Er sprach sehr ruhig und freundlich, aber ersichtlich ohne besondere Wichtigkeit von der Sache. Der General räusperte sich und blies die Rauchwolken seiner Cigarre mit einer gewissen Heftigkeit in die Luft.

"Hum! — Wenn dies wirklich im allgemeinen üblich ist," sagte er nach einer Weile, "so ist das Zögern des Ministers um so ehrenvoller und schmeichelhafter für Dich. Und willst Du wissen, was er mir sagte?"

"Wenn Du es für mittheilenswerth hältst, lieber Vater — gewiß!"

Er meinte, Deine zeitweilige Verwaltung des Landrathsamtes zu Harthausen habe die unbedingte Anerkennung der vorgesehten Behörden gefunden und sei in einem besonderen Falle, bei Gelegenheit des großen Arbeiteranstandes, sogar der Gegenstand eines überaus lobenden Berichts des Oberpräsidenten an den Minister gewesen. Seine Excellenz rühmte Deine gründlichen volkswirtschaftlichen Kenntnisse und Deine wiederholt an den Tag gelegte Umsicht und Besonnenheit, die in solchem Maße bei einem jungen Regierungsassessor immerhin sehr selten anzutreffen seien. Und er fügte hinzu, daß Dir nach seinem Ermessen eine rasche und glänzende Laufbahn ziemlich sicher gewesen wäre."

"Das ist allerdings mehr Freundlichkeit, als ich verdient zu haben glaube. Meine Aufgabe war eine im Grunde recht einfache, und meine Schuldigkeit hätte doch wohl auch jeder andere auf meinem Plage gethan."

"Mag sein! — Die Größe Deines Verdienstes entzieht sich natürlich meiner Beurtheilung, und das Bedenkliche an der Sache ist ja auch nur, daß es Dein höchster Vorgesetzter war, aus dessen Munde jene Anerkennung kam. Ich hätte am Ende glauben können, daß es ihm in seiner bekannten persönlichen Lebenswürdigkeit nur darum zu thun sei, mir etwas Angenehmes zu sagen; aber er lieferte mir den Beweis für die Ernsthaftigkeit seiner Worte damit, daß er hinzufügte, es bedürfe nur einer einfachen schriftlichen oder mündlichen Mittheilung, um ihn Dein Entlassungsgesuch als überhaupt nicht vorhanden ansehen zu lassen. — Nun, was sagst Du dazu, Lothar?"

"Ich sage, lieber Vater, daß der Minister in der That ein ansprechend lebenswürdiger Herr sein muß."

"Und das ist alles? — Wärest Du etwa verblendet genug, den deutlichen Wink zu mißachten, der Dir von so hoher Stelle gegeben wird?"

"Es würde wahrlich sehr wenig von der Umsicht und Besonnenheit, die mir Seine Excellenz nachgerühmt hat, beweisen, wenn irgend ein freundlicher Wink in stande wäre, einen nach reiflicher Ueberlegung und nicht ohne Kampf gefassten Entschluß überm Haufen zu werfen. Ich bin dem Minister für seine gute Meinung gewiß von Herzen dankbar; aber ich sehe darin keinen Grund, meine Zukunftspläne zu ändern."

Der General warf seine halb gerauchte Cigarre mit einer ärgerlichen Handbewegung in die Nischenschale.

"Das ist ein Eigensinn, wie man ihn in der That nur von Dir erwarten kann!" sagte er in ausbrechendem Unmuth. "Laßt sich eine größere Narrheit denken, als die, eine ehrenvolle und aussichtsreiche Laufbahn mit der denkbar ödesten und langweiligsten zu vertauschen? — Und das ohne jeden halbwegs verständigen Grund!"

Lothar bewahrte sich unverändert seine freundliche Ruhe, die für den sichtlich erregten General allerdings etwas verlegend Ueberlegenes haben mochte.

"Unsere Ansichten über die Verständigkeit meiner Gründe gehen eben auseinander, lieber Vater! Du hältst für Eigensinn und Unvernunft, was mir als eine Forderung der Pflicht und als ein Gebot meiner Mannes Ehre erscheinen muß. Auch ich bin ja keineswegs blind für die lockenden Aussichten, die sich mir in dem Verwaltungsdienste anstehen können, und der Gedanke, vielleicht



Als der Großvater



die Großmutter nahm —

bereinst auf hohem Posten eine weitreichende und nutzbringende Thätigkeit entfalten zu dürfen, hat gewiß sehr viel Verführerisches für mich. Aber der Lohn ist doch nicht glänzend genug, als daß ich ihn mit dem Opfer meiner Ueberzeugung, mit der Dargabe meiner persönlichen Willensfreiheit erkaufen möchte. Ich kann nicht das ausführende Werkzeug von Maßnahmen sein, die ich nicht zu billigen vermag.“

„Die Politik der gegenwärtigen Regierung hat nicht Deinen Beifall — ich weiß, ich weiß! Und es ist ja möglich, daß Du im Rechte bist! Ich kümmere mich nicht um die Politik und ich verstehe nichts davon. Aber glaubst Du wirklich, daß ich während meiner langen Dienstzeit mit den Anordnungen und Befehlen meiner militärischen Vorgesetzten ausnahmslos einverstanden gewesen wäre? Und begreifst Du nicht, daß wir weder eine starke, tüchtige Armee noch eine regelrecht arbeitende Staatsmaschine haben könnten, wenn nicht das oberste Gesetz für den einzelnen lautete: Manneszucht und Gehorsam bis zur Selbstverleugnung?“

„Eben weil ich es begreife und weil ich für diese willenslose Unterwerfung nicht geschaffen bin, taue ich zum Verwaltungsbeamten zu wenig, als ich zum Soldaten taugen würde. Es mag sein, daß dies eine angeborene Schwerfälligkeit ist; aber ich kann mich nun einmal bei keiner meiner Handlungen, gleichviel ob sie eine dienstliche oder außerdienstliche ist, des Bewußtseins persönlicher Verantwortlichkeit entziehen. Und wie sollte ich vor meinem Gewissen verantworten, was ich aus ehrllicher Ueberzeugung verurtheilen muß?“

Der General stand auf und machte ein paar Schritte über den Teppich. „Ist denn ein Regierungsassessor oder ein Landrath heutzutage berufen, so überaus bedeutsame und folgenschwere Dinge zu verrichten, wie man nach Deiner Darstellung beinahe glauben möchte? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln, und ich meine, Du könntest es immerhin noch eine Weile mit ansehen, ohne von dem Gefühl Deiner Verantwortlichkeit erdrückt zu werden. Nichts ist dauernd in der Welt, und Regierungssysteme sind es gewiß am allerwenigsten! — Bis Du es zum Oberpräsidenten oder auch nur bis zum Geheimen Regierungsrath gebracht hast, weht der Wind vielleicht längst aus einer ganz anderen Richtung. Ich für meine Person wünsche mir freilich nicht, das zu erleben; aber ich bin doch nicht so thöricht, es darum für weniger wahrscheinlich zu halten.“

„Es ist mir unmöglich, eine solche Wendung abzuwarten, unmöglich schon deshalb, weil ich es für pflichtwidrig halten müßte. Die Regierung hat doch wohl ein Recht, zu erwarten, daß jeder ihrer Beamten seine Pflicht nicht nur dem Buchstaben nach und mit immerem Widerstreben, sondern freudig und mit ganzem Herzen erfülle. Bei dieser oder jener Gelegenheit — wie bei dem Arbeiterausstande — vermochte ich das wohl zu thun, in anderen Fällen aber würde ich dazu nicht mehr imstande sein. Glaubst Du wirklich, Vater, daß der Minister mein Verbleiben im Dienste noch länger wünschen würde, wenn er das wüßte?“

„Ich glaube nichts, als daß dies von allen Dummheiten, welche Du in Deinem Leben gemacht hast, die größte ist! Und ich prophezeie Dir, daß die Neue kommen wird, wenn es zu spät ist, das Geschehene ungeschehen zu machen. Sitzest Du erst einmal als Amtsrichter mit grauen Haaren auf irgend einem Neste draußen, so wirst Du nicht ohne bittere Wehmuth daran denken, daß Du auf dem anderen Wege inzwischen vielleicht zum Regierungspräsidenten aufgestiegen wärest.“

„Das fürchte ich nicht; denn das Bild, welches Du mir da entrollst, hat durchaus nichts Schreckhaftes für mich. Von allen Ansprüchen, die ich an meine künftige Lebensstellung erhebe, ist der vornehmste der, daß sie mich niemals zwingen, mir selber untreu zu werden.“

„Und bist Du so sicher, davor in einem richterlichen Amte immer bewahrt zu bleiben? Hast Du noch nie erfahren, daß es in einem Menschenleben auch andere Einflüsse giebt, die uns mit Ehre und Gewissen in Widerstreit bringen können, als dienstliche Vorgesetzte und Gehorsam heischende Befehle?“

„Nein, Vater, an solche Einflüsse glaube ich nicht, oder ich bin doch wenigstens gewiß, ihnen niemals zu unterliegen.“

„Nun, Du seltenes Muster eines unbestechlichen und uerzeugungstarken Mannes, so gehe denn meinetwegen hin und thue, was Dir beliebt. Ich kann ja am Ende noch froh sein, wenn mein Barbier nicht seine Prozesse durch einen Rechtsanwalt von Brendendorf führen lassen kann.“

Lothar wurde der Nothwendigkeit einer Erwiderung durch den eintretenden Diener enthoben, der dem General eine Visitenkarte überreichte.

„Ach!“ machte Seine Excellenz in einem augenscheinlich nicht sehr angenehmen Erstaunen, als er einen Blick auf den Namen geworfen hatte. „Führen Sie den Herrn in die Bibliothek!“

Und als der Diener hinaus war, wandte er sich an Lothar. „Auch eine sehr hübsche Ueberraschung! Wolfgang von Brendendorf! Der Thunichtgut, den mein bedauernswerther Vetter vor fünf Jahren über Hals und Kopf nach Amerika befördern mußte, weil die Lientenantsstrieche des jungen Herrn einen sehr bedenklichen Charakter anzunehmen begannen. Ich bin in der That neugierig, zu erfahren, auf welche Wege der Junge zuguterleht gerathen ist.“

Er schloß ein paar Knöpfe seines Uniformrodes und ging mit den elastischen Schritten eines Jünglings in straffer Haltung aus dem Gemache.

Der Besucher erwartete ihn in dem mit wohlgefüllten Bücherchränken reichlich ausgestatteten geräumigen Bibliothekszimmer. Die vornehme Erscheinung des jungen Mannes und die Sicherheit seiner Haltung bildeten sichtlich eine kleine Ueberraschung für den General; aber als ein Mann von guter Erziehung ließ er in seiner Begrüßung davon ebenso wenig merken als von dem Mißtrauen, das er noch soeben Lothar gegenüber an den Tag gelegt hatte.

„Das ist wahrhaftig ein unerwarteter Besuch!“ sagte er in einem Tone, der zwar ohne besondere Herzlichkeit, doch keineswegs kühl und unfreundlich war. „Sie werden mir glauben, lieber Wolfgang, daß er darum nicht weniger willkommen ist!“

Er hatte ihm die Hand geboten, sie jedoch nach flüchtiger Berührung sogleich wieder zurückgezogen. Auch war es unzweifelhaft nicht ohne besondere Absicht geschehen, daß er statt des verwandtschaftlichen „Du“ das förmlichere „Sie“ in der Anrede gewählt hatte. Wolfgang aber nahm an diesen kleinen Zeichen der Zurückhaltung augenscheinlich nicht den geringsten Anstoß. Seine Stimme klang heiter und unbefangenen, als er erwiderte: „Nach diesem freundlichen Empfang wäre es undankbar, daran zu zweifeln, und ich freue mich von Herzen, lieber Onkel, Sie so jugendlich frisch und rüstig vor mir zu sehen. Vor neun oder zehn Jahren wurde mir dies Vergnügen zum letzten Male zuthheil, und — abgesehen von den Generalsabzeichen — hat sich in Ihrer Erscheinung inzwischen kaum irgend etwas verändert.“ Der General strich sich mit der Rechten durch das dicke weiße Haupthaar.

„Der Schnee des Alters ist auch auf meinen Scheitel gefallen,“ sagte er, „aber das ist nun einmal Menschenschicksal, und ich bemühe mich, es mit leidlichem Humor zu ertragen. Uebrigens bin ich sehr geneigt, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie während der letzten Jahre niemals von sich hören ließen. Es ist Ihnen drüber gegliickt — wie es scheint.“

„Ich bin zufrieden! — Mit gesunden Armen und gesundem Verstande arbeitet man sich schließlich immer wieder empor.“

„Gewiß — gewiß!“ bestätigte der General höflich. „Alle Wege führen nach Rom! Und Sie trugen nun begreiflicherweise auch einmal Verlangen, die alte Heimath wiederzusehen?“

„Ich sehnte mich herzlich danach! — Wir Deutsche lassen doch immer einen Theil unserer Seele im Vaterlande zurück.“

„Sie werden uns während Ihres Verweilens in Berlin selbstverständlich recht oft besuchen, lieber Wolfgang! Auf wie lange haben Sie sich denn von der neuen Welt beurlaubt?“

„Auf immer, lieber Onkel, wie ich hoffe!“

Der General räusperte sich und seine Haltung wurde um ein Geringses steifer als zuvor.

„Wer unabhängig genug ist, seinen Wohnsitz so ganz nach Belieben wählen zu können, der verdient wahrhaftig, daß man ihn beneidet!“

„Es ist natürlich ein Wagniß; aber ich hoffe, es wird gelingen! Ganz ohne Nutzen habe ich ja am Ende nicht zugezogen, wie meine amerikanischen Fachgenossen es anfangen, zu Praxis und Vermögen zu kommen.“

„So haben Sie sich also doch der ärztlichen Wissenschaft wieder zugewendet? — Ja, ja, man kommt immer wieder auf seine erste Liebe zurück.“

„Na, wie man's nehmen will! Von einer alten Liebe war bei mir nicht gerade viel die Rede. Auch triift Ihre Vermuthung

nur mit einer kleinen Einschränkung zu, lieber Onkel. Ich habe mir nämlich ein Sondergebiet ausgesucht, auf welchem die Schützlinge Aesklaplas weniger als auf allen anderen im Dunkeln tappen, das einzige, das uns gestattet, die Mängel der Natur, wenn nicht zu erlösen, so doch vollständig zu verdecken."

"Und dies Gebiet? — Sie müssen einem Laien zugute halten, daß er solche Unterscheidungen nicht gleich versteht. Die Chirurgie vielleicht?"

"Nein — die Zahnheilkunde!"

"Die Zahn — ah, Sie spaßen, bester Volksgang!"

"Gewiß nicht! Und ich habe mir eine ganz neue Art von Abkühlungsgebissen geistlich schützen lassen, die, wie ich hoffe, der Menschheit mindestens ebenso viel Nutzen bringen werden, als alle Schätze der Apotheken."

"Das ist — das ist wirklich überraschend! Vermuthlich wollen Sie sich nun an irgend einem kleineren Orte niederlassen, um Ihre Kunst zu üben?"

"Gott bewahre! Ich könnte nichts Besseres thun als das! Es ist mir ja nicht um ein kleines, bescheidenes Dasein zu thun, sondern mein zahnärztlicher Ehrgeiz schweift ins Ungemeinere, und nur hier in Berlin ist an seine Befriedigung zu denken. Der Anfang ist sehr verheißungsvoll, denn ich hatte das Glück, sogleich eine Wohnung zu finden, die sich vortrefflich für meine Zwecke eignet. Der Graf Wendenstein hat mir heute morgen den ersten Stock seines Hauses Unter den Linden vermietet. Fünfzehn nette Zimmer, und nach amerikanischen Begriffen lächerlich billig, denn er verlangt nur sechstausend Thaler für das Jahr."

Der General von Brendendorf gab immer deutlichere Zeichen einer Unruhe, die ihn ersichtlich kaum noch auf seinem Lederstuhl duldete. Das verbindliche Lächeln auf seinem Gesicht hatte etwas Erzwungenes und Verzerrtes wie das Lächeln einer Ballettänzerin, die eben ein Duzend der anstrengendsten Kunststücke hinter sich hat. „Sehr preiswürdig in der That!“ bestätigte er mechanisch.

(Fortsetzung folgt.)

Nervenschmerzen.

Von Professor Dr. E. Heinrich Hirsch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Alle unser Empfinden von dem leichtesten Behagen bis zur höchsten Wonne, von dem kaum merkbaren Mißbehagen bis zum heftigsten Schmerz, die ganze Stufenleiter der mannigfachen Schwankungen von Lust- und Unlustgefühlen kommt dadurch zustande, daß ein Reiz von außen durch die Nerven zu dem Mittelpunkt, dem feelischen Organe des Nervensystems, fortgepflanzt wird und hier zum Bewußtsein gelangt. Die Nerven sind die Leitungsbahnen für die Erregungswellen, welche zu den Nervenzellen der wunderbaren nervösen Endgebilde (Gehirn, Rückenmark) gelangen, und jeder Reiz, der irgend einen Theil jener Bahnen trifft, löst eine Empfindung aus, von deren Stärke es zunächst abhängt, ob sie uns angenehm oder unangenehm ist. Bis zu einem gewissen Grade ist jeder auf uns wirkende mittelstarke Reiz behaglich und erzeugt das Gefühl des Angenehmen, sich steigend bis zur lebhaftesten Lust; ein verstärkter Reiz, der über jene Grenzen hinausgeht, ruft eine unbehaglich empfundene Erregung hervor, welche weiterhin in Schmerz übergeht. Sanftes Streicheln unserer Haut z. B. wird als wohlthätiges Gefühl empfunden, heftiges Drücken derselben ruft schmerzhaft empfundene Empfindung hervor; harmlose Musikstücke schmeicheln angenehm unserem Gehör, aber ohrenzerreißender Lärm thut uns weh.

Daß ein die empfindenden Nerven treffender Reiz als Schmerz zu unserem Bewußtsein gelangt, hängt indeß nicht allein von einem bestimmten Höhegrade jener Erregung ab, sondern auch von der Empfindlichkeit des Nervensystems, welche bei verschiedenen Menschen eine ganz bedeutend verschiedene ist. So wie manche Personen derart fein entwickelten Geruchs- oder Geschmackssinn haben, daß sie vieles riechen und schmecken, was anderen Individuen gar nicht zur Wahrnehmung gelangt, so wird auch vielerlei von einer zarten, verwöhnten Dame als heftiger Schmerz empfunden werden, was bei dem abgehärteten, derben Bauernburschen gar keine unangenehme Reizeinwirkung hervorruft. Es kann aber auch durch krankhafte Zustände mancherlei Art das ganze Nervensystem oder ein Theil der Gefühlsnerven an übermäßig gesteigerter Empfindlichkeit (Hyperästhesie) leiden, infolge deren schon geringe Reize als unverhältnißmäßig bedeutender Schmerz empfunden werden.

Schmerzen in gewissen Nervenbahnen, Nervenschmerzen (Neuralgien) können darum die mannigfaltigsten Ursachen haben; sie können durch eine Erkrankung an der Endverzweigung des Nerven veranlaßt sein oder in einer krankhaften Veränderung in dem betreffenden Nervenstamme den Grund haben oder durch Krankheit des Gehirnes oder Rückenmarkes herbeigeführt sein oder endlich von einem Reize herrühren, welcher einen ganz anderen, entfernten Nerv trifft und von diesem letzteren auf jene Nervenbahn durch Vermittelung des Centralnervensystems infolge sogenannter Reflexwirkung übertragen wurde. Mit dem leicht hingeworfenen Worte „Nervenschmerz“ ist noch lange keine Entscheidung über Art und Grund desselben gefällt; es bedarf vielmehr der gründlichsten Untersuchung von seiten des Arztes, um darüber Klarheit zu verschaffen, welches Grundleiden vorhanden und in welcher Weise dasselbe zu bekämpfen ist.

Eine der häufigsten Neuralgien ist der Gesichtsschmerz, welcher im Gebiete des dreigetheilten Nerven empfunden wird und sich oft ebenso zu unerträglicher Heftigkeit steigert, wie von hartnäckiger Dauer ist. Dieser Schmerz tritt zumeist in einzelnen Anfällen auf, welche sich in verschiedenen Zeitfolgen wiederholen und eine wechselnde Dauer haben, zuweilen nur wenige Minuten, zuweilen auch eine Viertelstunde und länger anhalten. Die schmerzhaft empfundene Empfindung, welche als bohrend, stechend, spannend, brennend, reizend geschildert wird, strahlt meist von einer umschriebenen Stelle in der Richtung der Nervenverzweigungen aus, in die Augenregion, die Gesichtsgegend und Unterlippengegend, pflanzt sich auch auf benachbarte Nervengebiete, in das Hinterhaupt, nach den Armen und der Brust fort und gestaltet sich nicht selten so fürchterlich erregend und aufreizend, daß die Kranken, von den Schmerzen gepeinigt, sich wie wahnsinnig gebärden, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, sich auf dem Boden herumwälzen, schreien und toben, daß es ein wahrer Jammer ist. Dabei kommt es zu mancherlei Sinnesstörungen, die Augen sind geröthet, die Sehschärfe leidet, es tritt Klammern und Funkensehen ein, die Thränen fließen reichlich ab, das Gehör verschlechtert sich, Ohrensausen besteht in quälender Art, selbst der Geschmack leidet und unangenehme Empfindungen machen sich auch hier geltend, während der Geruchssinn gleichfalls nicht in Ordnung ist und in der Nasenhöhle eine eigenthümliche Trockenheit empfunden wird. Als Begleitererscheinungen treten oft Zuckungen und Krämpfe in den Gesichtsmuskeln und Kaumuskeln, Rötzung und Schwellung der betroffenen Gesichtshälfte, Ausschläge auf der Haut, Geschwüre auf den Schleimhäuten auf und geben dann ein trauriges Gesamtbild menschlicher Qualen, wie es nicht düsterer von der lebhaftesten Phantasie ausgemalt werden kann. Kein Wunder, daß solche Kranke durch diese Nervenschmerzen nicht nur körperlich herunterkommen und elend werden, sondern auch feelisch leiden, des Lebens überdrüssig werden und nicht selten die Fesseln, welche sie an ein so jammervolles Dasein ketten, selbst sprengen!

Dieser Gesichtsnervenschmerz aber, welcher in seiner höchsten Form zu solch stürmischen Erscheinungen anschwellen pflegt, kann aus den mannigfaltigsten Anlässen seine Entstehungsursache herleiten. Er kann von einer Erkältung herrühren, welche namentlich bei der wechselnden Witterung im Frühling und Herbst häufig vorkommt, oder ein hohler Zahn kann den Anlaß des Nervenschmerzes bieten; in anderen Fällen wiederum giebt eine Verletzung des dreigetheilten Gesichtsnerven oder eines seiner Äste die Ursache ab, oder eine schwere Allgemeinerkrankung, Erschöpfungszustände nach starken Blutverlusten, nach körperlichen oder geistigen Ueberanstörungen, trägt die Schuld. Zuweilen besteht ein ursächlicher Zusammenhang mit Krankheiten entfernter Organe, und namentlich sind es chronische Verdauungsstörungen, Krankheiten des Magens und Darmkanales mit hartnäckiger Unterleibssträgheit, welche als Reflexwirkung jene Schmerzanfälle auslösen.

Ein anderer, häufig vorkommender Nervenschmerz ist das Hüftweh (Ischias), eine Neuralgie, welche ihren Sitz im Hüftnerve

und seinen Verzweigungen hat und darum längs der ganzen unteren Gliedmaßen vom Gesäße bis zu den Füßchen zur peinlichen Empfindung gelangen kann. Der Schmerz ist meist auf gewisse Punkte beschränkt und steigert sich während der Bewegung sowie auch nachts zuweilen zu bedeutender Höhe. Auch bei diesem Nervenschmerz, welcher zumeist im mittleren Lebensalter und häufiger bei Männern als bei Frauen vorkommt, sind die Entstehungsurachen wechselvolle. Die oberflächliche Lage des Hüftnerus setzt ihn leicht der Schädigung durch Einwirkung von Erkältung und von Verletzungen aus, aber auch Blutstodungen, Unterleibsleiden und innerliche Krankheiten stehen in ursächlichem Zusammenhange mit diesem Leiden, welches durch seine Hartnäckigkeit oft durch lange Jahre vielerlei Beschwerden, Störung der Berufstätigkeit und Siechthum zu veranlassen vermag.

Und so wie diese beispielsweise angeführten Nerven, so können viele andere Empfindungsnerven der Sitz und Ausgangspunkt von Nervenschmerzen werden, welche nach längerer Dauer zu gesteigerter Erregbarkeit des gesammten Nervensystems, zu erhöhter Empfindlichkeit aller Nervengebiete führen, alles gesunde Denken und Fühlen aufs tiefste erschüttern. Leicht begreiflich ist es daher, daß den Nervenschmerzen und ihrer Beseitigung vom ersten Beginne an die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Vor allem müssen jene Schädlichkeiten entfernt werden, welche unmittelbar durch Druck oder Reiz den Nerv treffen und zur Erregung Anlaß geben, dann muß auf Beseitigung entfernter Ursachen, welche mittelbar den Nervenschmerz auslösen, hingewirkt werden.

Die Entfernung eines kranken Zahnes kann den Gesichtschmerz zuweilen gründlich beseitigen, die Befreiung des Hüftnerus von einem Fremdkörper, der auf ihn drückt, die Ischias völlig heilen; dasselbe Ziel kann in anderen Fällen durch eine geregelte Lebensweise erreicht werden, welche die Verdauung verbessert, die Darmthätigkeit anregt, die Hartleibigkeit bekämpft. Manchmal hat ein Abführmittel Nervenschmerzen mit einem Schläge zum Stillstande gebracht, die jahrelang allen möglichen Behandlungsarten Trost boten, und an den Heilquellen Marienbads habe ich häufig Gelegenheit, solche erfreuliche Beobachtungen anzustellen. Doch nicht immer glückt es, die Ursache der Nervenschmerzen klar zu legen und dieselbe zu beseitigen.

Hier ist es Aufgabe des Arztes, schmerzlindernd einzuwirken, die Empfindlichkeit der Nerven herabzusetzen. Diesen Zweck sucht man zuweilen durch kräftige Ableitungen auf die Haut im Verlaufe des angegriffenen Nerven oder in seiner Umgebung zu erreichen. Senfpflaster, spanische Fliegen, Brennen mit dem Glüh-eisen, trockene Schröpfköpfe sind solche Ableitungsmittel. Zu den ärztlichen Heilverfahren, welche in hervorragender Weise die kranken Nerven beeinflussen, gehört die elektrische Behandlung. Die Anwendung des elektrischen Stromes führt nicht nur Schmerzlinderung herbei, Abchwächung der Schmerzanfalle, Beruhigung der Nerven-erregung, sondern erzielt oft Besserung und Heilung in recht verzweifelten Fällen. Gleiches läßt sich vielfach dem Gebrauche der warmen Bäder, namentlich der natürlichen Thermen von Teplitz in Böhmen, Wildbad, Warmbrunn, Wiesbaden, Gastein u. a. nachrühmen, sowie der Soolbäder, Schwefelbäder und der in jüngster Zeit so sehr in Aufnahme kommenden Moorbäder. Zuweilen thun dort, wo die Nervenschmerzen der Anwendung der Wärme hartnäckigen Widerstand leisten, kalte Bäder, Waschungen und Abreibungen treffliche Dienste, und nicht selten feiert die Kaltwassertherapie gerade bei langjährigen Nervenschmerzen wahre Triumphe, besonders dann, wenn die Neuralgie in Erkältung begründet ist und es sich darum handelt, das Hautorgan abzuhärten, gegen die Einflüsse von Witterungswechsel milder empfindlich zu gestalten. Die örtliche Anwendung der Kälte in Form von Eisbeutel, Eisbestreichung, kalten Ueberschlägen ist ein vorzügliches Mittel, die Ueberempfindlichkeit eines Nerven herabzusetzen.

Zuweilen sind, um die bedeutenden Nervenschmerzen zu lindern und überhaupt erträglich zu gestalten, Arzneimittel nöthig, welche die Eigenschaft haben, in das Blut übergeführt das Gefühlsvermögen aufzuheben oder herabzusetzen. Derartige Mittel sind seit alten Zeiten bekannt, und ihre Anwendung findet sowohl äußerlich statt als auch innerlich. Namentlich bei dem inneren Gebrauche narkotischer Arzneimittel, wie des Opiums und Morphiums, ist große Vorsicht und Zurückhaltung nothwendig. So wohlthätig,

ja geradezu unentbehrlich die schmerzstillende und beruhigende Wirkung dieser Arzneien bei Nervenschmerzen sein kann, so ist doch nie außer acht zu lassen, daß der Organismus des Menschen sich leicht an diese Mittel gewöhnt, immer häufigere Anwendung und größere Gaben derselben verlangt und schließlich durch allmähliche Vergiftung völliges Siechthum des Körpers, Zerrüttung des Geistes herbeigeführt wird. Der Augenblick, wo ein mit Nervenschmerzen befallener Mensch zum erstenmal die Morphiumspritze ergreift, um sich (durch Einspritzen der Morphiumlösung unter die Haut) von dem Schmerze für kurze Zeit zu befreien, ist oft entscheidend für sein ganzes ferneres Leben. Bald ist es nicht bloß der wirklich unerträgliche Nervenschmerz, der die höchste Reiz der Empfindung, gegen die das Betäubungsmittel in Anspruch genommen wird, sondern jede kleine Unlust, jeder Kummer, Sorge und Schmerz lassen zum Morphium greifen, um den Schleier des Vergessens über die Unannehmlichkeit zu werfen und im Traume des Rausches jede bedrückende Wirklichkeit untergehen zu lassen. So sinkt der Unglückliche von Stufe zu Stufe in den Sumpf der Morphiumvergiftung, aus dem nur selten und schwer eine rettende Befreiung möglich ist. Die Thatkraft und Widerstandsfähigkeit, das Pflichtbewußtsein und die Schaffenslust gehen verloren, körperlich gebrochen, schlaff und theilnahmslos, dann wiederum ängstlich und unruhig, erregt und gereizt, bietet der Unglückliche die bedenklichsten Erscheinungen des sogenannten „Morphinismus“. Und ein ähnlicher entsetzlicher Zustand bildet sich durch die Gewöhnung an andere schmerzstillende Arzneien, wie an das in neuerer Zeit so beliebt gewordene Cocain, aus. Darum können alle, welche an Nervenschmerzen leiden, nicht laut und ernstlich genug ermahnt werden, nur im äußersten Falle und nur auf ärztliche Verordnung betäubende, schmerzstillende Arzneien in Anwendung zu bringen, sich nicht an dieselben zu gewöhnen, sie stets und immer als ein Uebel, wenn auch als ein zuweilen nothwendiges Uebel zu betrachten, insbesondere aber die Hauteinspritzungen mit Morphium- oder Cocainlösung nur von dem Arzte besorgen zu lassen, nicht selbst vorzunehmen.

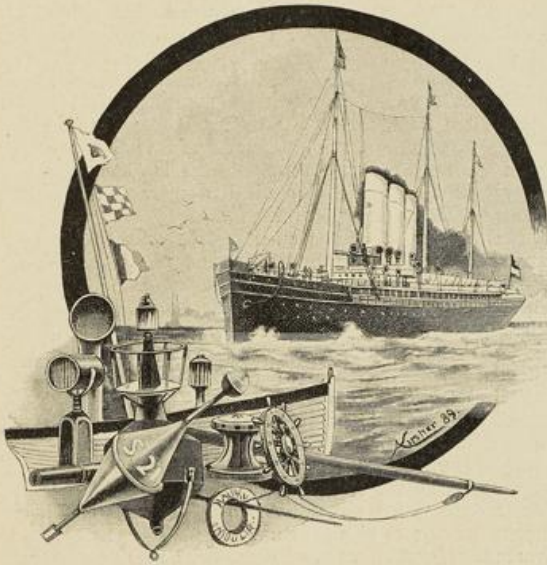
Zu jüngster Zeit spielt unter den gegen Nervenschmerzen angewandten Heilverfahren die Massage eine große Rolle. Und in der That vermögen bei den Neuralgien, welche durch Erkantung der Nervenverzweigungen infolge von Erkältung entstanden sind oder mit Blutstodung zusammenhängen, die mannigfachen, zweckmäßig vorgenommenen Handgriffe der Knetung sowie angemessene Muskelübungen günstige Wirkung zu erzielen, um so günstiger, je mächtiger die Muskeln, je zugänglicher die Weichteile sind, in denen die Neuralgie ihren Sitz hat. Die Gebilde, in denen die kranken Nerven sich ausbreiten, müssen nach allen Richtungen, jedoch nur von kundiger, sachverständiger und geübter Hand durch Druck, Reibung, Knetung, Erschütterung und Bewegung durchgearbeitet werden, um die Störungen in den kranken Nerven zu beheben. Rohe Handgriffe unverständiger Personen, denen sich der Massagebedürftige leider noch zu oft anvertraut, können mehr Schaden stiften als Nutzen bringen. Zu den Bewegungsübungen, welche bei Nervenschmerzen Linderung herbeiführen, zählt auch die Heilgymnastik. In manchen Fällen wird aber gerade das Gegentheil, nämlich vollständige Ruhe zur Befähigung des gereizten Nervensystems, zur Herabstimmung der Ueberempfindlichkeit nöthig sein. Darüber muß eben der Arzt entscheiden.

In verzweifelten Fällen von Nervenschmerzen, wo Arzneien und mechanische Mittel im Stich lassen, wird man chirurgische Hülfe anrufen, um mittels Nerven durchschneidung eine längere Unterbrechung der Leitung im Nerv zu erzielen und so den Schmerz zu bekämpfen. Es ist eben das letzte Mittel, das man dem Unglücklichen nicht versagen darf, um ihn von einem jammervollen Zustande zu befreien, welcher auf die Dauer geradezu unerträglich ist. Der Erfolg, welchen diese Operation wiederholt erzielt hat, rechtfertigt den allerdings sehr energischen Eingriff.

Der beste Schutz vor Nervenschmerzen, sowie vor vielen anderen Nervenkrankheiten besteht aber immerdar in Schonung der Nervenkraft, Vermeidung körperlicher und geistiger Ueberanstrengung, systematischer Durchführung körperlicher Bewegung und Muskelübung, vernünftiger Abwechslung von Arbeit und Erholung, endlich in Abhärtung des Leibes und Stärkung der psychischen Widerstandskraft, in allem, was verhüten kann, daß unser Empfinden nicht in Empfindelei, unser Fühlen nicht in Zartleibigkeit ansarte!

Ueber den Ocean.

Bilder von einem deutschen Schnelldampfer von Gustav Kopal. Mit Zeichnungen von Alex. Kircher.



Haben Sie gehört? Die „Columbia“ hat den besten Record! In 6 Tagen 7 Stunden 48 Minuten über den Ocean, noch dazu auf der ersten Reise; beste Fahrt und beste maiden-trip, die je gemacht worden sind, und die Engländer glänzend geschlagen — Hurrah für die „Columbia“!

So ungefähr verbreitete sich, in jenem seltsamen Gemisch von Deutsch und Englisch, wie es der seemännischen Sprache eigen ist, am 27. Juli 1889 in Hamburg von Mund zu Mund lauffeuerartig eine frohe Kunde, welche die gewöhnlich so schwerbeweglichen Hansestädter ganz aus dem Häuschen brachte. Alles jubelte, nicht nur die „Lüüd um de Waterkant“, die Leute von der Wasserseite, d. h. die unmittelbar am Schiffsverkehrsverkehr theilhaftige Bevölkerung, und die Inhaber von Packetfahrtactien, sondern auch ein jeder, der nur irgendwie vaterländischer Regungen fähig war.

In der That dürfen die Leistungen der beiden neuen Hamburgischen Doppelschraubenschnelldampfer, der Schwesterschiffe „Augusta Viktoria“ und „Columbia“, als ein sehr bemerkenswerther Fortschritt im neuzeitlichen Verkehrsweisen betrachtet werden. Schon die erstere schlug den bisherigen besten

Leistungsaufweis (sportsmännisch „Record“) der britischen Marine; nun hatte gar der andere Zwilling das unerhörte Glück, auf der Erstlingsfahrt, der „maiden-trip“, von welcher wegen der noch nicht eingearbeiteten Maschinerie gar nichts Besonderes erwartet wird, ganz Ungeahntes zu leisten: in der oben-erwähnten Zeit von den Scilly Inseln nach Amerika, in

6 Tagen 20 Stunden 18 Minuten von Southampton nach New-York — das war überhaupt noch nicht dagewesen.

Es handelt sich hier nicht etwa, wie es ängstlichen „Binnenländern“ vielleicht schaudererregend vorschweben dürfte, um ein tolles Wettfahren im Geiste der von Gerväcker und anderen so lebhaft geschilderten Dampferrennen auf dem Mississippi. Schon seit zwölf Jahren hatten die Engländer ihre Fahrten mit sog. Schnelldampfern gemacht, und erst, als die Erfahrung lehrte, daß die raschen Reisen ihrer kürzeren Dauer halber die Gefahrensumme nicht vermehrten, sondern verminderten, entschloß sich die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft“ zu dem wohlüberlegten Wagniß, auch ihrerseits fast neun Millionen Mark auf den Bau zweier Dampfer zu verwenden, die an Schnelligkeit und zugleich Sicherheit, sowie an Bequemlichkeit alles Vorhandene in Schatten stellen sollten. Ebenso nur nach reiflichem Erwägen entschied man sich für das erst auf wenigen ausländischen Fahrzeugen erprobte Doppelschraubensystem.

Schiffe mit zwei Schrauben hat es schon früher gegeben, indessen wurden diese von einer einzigen Maschine getrieben. Der große Fortschritt des neuen Systems aber liegt darin, daß bei ihm beide Schrauben je von ihrer eigenen Maschine bewegt werden. Nun liegt aber eine der Gefahren, denen Seedampfer ausgesetzt sind, in dem Unbrauchbarwerden der Maschine, welche den Koloss fast hilflos dem Spiel der Wellen preisgibt. Das Doppelschraubensystem, wie es nebenbei bemerkt am 1. August 1888 von der englischen „Zuman-Linie“ zuerst an einem New-York-Dampfer erprobt worden ist, beseitigt jene Gefahr fast völlig. Auch kann das Schiff dadurch, daß man beide Schrauben in entgegengesetzter Richtung arbeiten läßt, viel geschwinder als mit dem gewöhnlichen Mittel des Steuers, fast um seine eigene Achse, gedreht werden, und das ist unter Umständen sehr schätzbar.

Was die Schnelligkeit betrifft, so ist Außerordentliches erreicht worden. Guter alter Fulton, der Du nach unsäglichen Mühen, allem Hohn trotzend, endlich im August 1807 den ersten Dampfer „Clermont“ der staunenden Mitwelt auf den Stromwellen des Hudson vorführen konntest, was würdest Du für Augen gemacht haben, wenn ein Prophet Dir geweissagt hätte, daß die Strecke, welche zu durchfahren der „Clermont“ damals 30 Stunden brauchte, jetzt in 3 Stunden zurückgelegt werden würde! Und selbst noch in neuerer Zeit, bis zur eigentlichen Einführung des Schnelldampferbetriebes 1880, galten 13 bis 14 „Knoten“, d. i. Seemeilen* in der Stunde, als eine Glanzleistung der Technik.

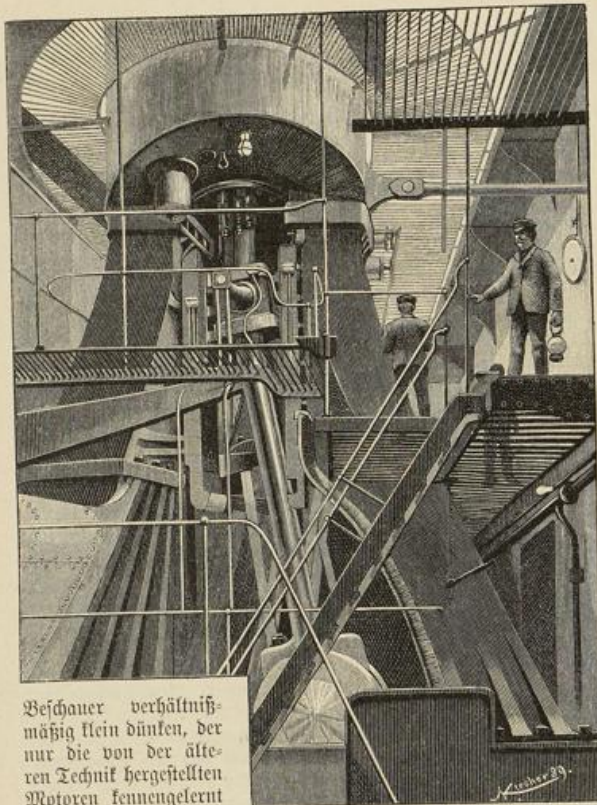
Die „Columbia“ dagegen erzielte bei der Probefahrt 19, 19½ bis fast 21 Knoten; die „Augusta Viktoria“ durchlief am sechsten Tage der Erstlingsreise trotz wenig günstigen Seeganges 464 Seemeilen, das sind 19½ Knoten.

Hier möge bemerkt werden, daß in den Schnelldampfern die der Mehrzahl der Besucher riesenhaft erscheinenden Maschinen, deren 8 große Kessel 10 160 Centner wiegen und während der Reise hin und zurück je 240 Eisenbahnwagenladungen Kohlen verzehren, demjenigen

* 1 Seemeile = 1855 Meter.



Retungsboot klar zum Aussehen.



Im Maschinenraum.

Beschauer verhältnismäßig klein dünken, der nur die von der älteren Technik hergestellten Motoren kennengelernt hat. Die neueste „Compound“-Maschine ist, ihrem Namen entsprechend, „compendiös“ und nimmt verhältnismäßig wenig von dem kostbaren Raum des Dampfers in Anspruch. Trotzdem arbeitet sie kräftig genug, wenn man berücksichtigt, daß der Durchmesser der Kurbelwellen $\frac{1}{2}$ Meter, das Gewicht jeder einzelnen derselben 900 Centner, dasjenige der beiden Schraubenwellen aber je 820 Centner beträgt. Das Gesamtgewicht beider Maschinen beläuft sich auf etwa 20 000 Centner; sie entwickeln zusammen 13 000 Pferdekkräfte und die 48 Feuerungen münden in 3 Schornsteine von je 3,4 Metern Durchmesser.

„Ich möchte zuerst die Maschine sehen,“ erklärte der Besucher eines solchen Seeriefen dem ihn führenden Schiffsoffizier.

„Welche?“ antwortete dieser. „Wir haben deren 40.“

„Ich meine die Dampfmaschine.“

„Nun ja, 40 selbständige Maschinen mit zusammen 82 Dampfzylindern.“ — Und da befah man die 11 „Bordmaschinen“ zum Ein- und Ausladen von Waren, die 4 Dynamomaschinen zur Speisung des elektrischen Lichtes, von denen immer 2 abwechselnd ununterbrochen arbeiten, da die unteren Räume auch den Tag über künstliches Licht erfordern; die 10 Dampfpumpen, von denen eine zur Speisung der an Bord befindlichen „Süßwasserstationen“, der Seewasser-Destillirvorrichtungen, bestimmt ist; ferner die 4 Dampfsteuerapparate, die je für sich das Drehen des Steuerruders von Steuerbord nach Backbord oder umgekehrt in nicht ganz 5 Sekunden bewerkstelligen können; die Ankerwinden und noch eine Reihe anderer nützlicher Hilfskräfte gleichen Schlages, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

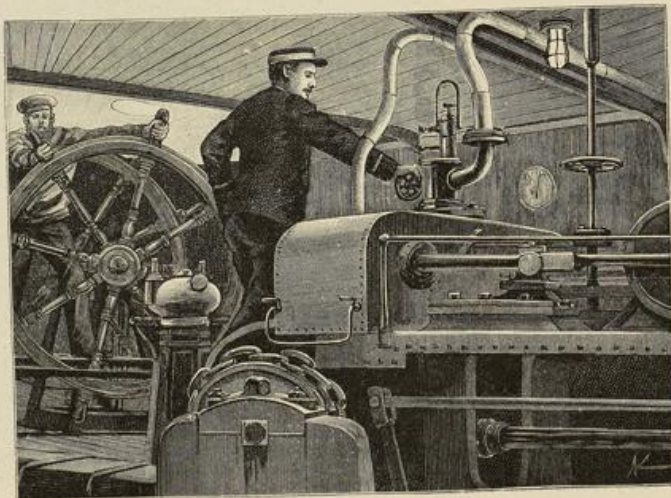
Wesentlich auch der Sicherheit, nicht nur der Schnelligkeit dient ein beträchtlicher Theil der erwähnten großen Masse von Maschinen schon aus dem Grunde, weil im Fall des Unbrauchbarwerdens einer derselben die anderen ihren Dienst selbständig versehen.

Der wachthabende Offizier auf der Kommandobrücke, den unser Hauptbild oben links zeigt, hat das in zahlreichen Seeromanen eine so große Rolle spielende Sprachrohr nicht nöthig; es würde auch bei

einem Fahrzeuge von so gewaltigem Aufzuge allzu große Anforderungen an die menschliche Lunge stellen. Auf der Kommandobrücke befindet sich, neben drei Kompassen, eine sechsfache Telegraphie, je 3 Apparate auf Steuerbord und Backbord, also rechts und links von dem nach vorwärts Blickenden. Ein Zifferblatt auf jedem Apparat, ähnlich demjenigen einer Uhr, zeigt mit unfehlbarer Sicherheit nicht nur, ob ein Befehl dem Maschinenisten richtig gegeben worden ist, sondern auch, durch die von letzterem bewirkte Stellung eines zweiten Zeigers, ob der Maschinenist das Kommando richtig verstanden hat; zugleich ertönt ein entsprechendes Glockenzeichen. Zwei weitere Uhrenapparate stehen unmittelbar mit den Dampfzylindern in Verbindung und legen genaue Rechenschaft über die Umdrehungen der Wellen, beziehungsweise der Schrauben ab.

Im übrigen ist beim Bau wie bei der Einrichtung der Schnelldampfer nichts von dem versäumt worden, was die Erfahrung zu thun und zu lassen gebot. Die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, die seit 1847 besteht, seit 1856 die regelmäßige überseeische Dampferverbindung betreibt, erst mit 2, jetzt mit 40 großen Dampfern, hat hinreichend Erfahrungen selbst gemacht, neben den vielen guten auch vereinzelte trübe. Ohne Unglücksfälle geht es nun einmal bei Eisenbahn- und Dampferbetrieb nicht ab, und doch würde die Menschheit nicht zu Segelschiff- und Postwagenbeförderung zurückkehren wollen. Aber die empfangenen Lehren sind beherzigt worden. Beispielsweise kannte man schon vor Jahrzehnten die „Schotten“, die wasserdichten Wände, durch welche das Schiff in Einzelabtheilungen zerlegt wird; aber es ging mit ihnen mehrfach wie mit den Noththüren in Theatergebäuden: zum Öffnen dieser, oder zum Schließen jener war in Nothfällen kein Mensch da. Jetzt hat man die Sache anders angefangen. Unsere Schnelldampfer sind nicht nur mit doppelten Bodenlagen versehen, sondern auch mit 11 bis zum Oberdeck durchgehenden eisernen Querschotten ausgestattet, somit in 12 wasserdicht getrennte Abtheilungen zerlegt. Die durch die Schotten führenden Thüren befinden sich über der Wasserlinie, bis auf einige Kforten im Maschinenraum, die, falls sich der untere Theil des Schiffes mit Wasser füllen sollte, mit wenigen Handgriffen von oben abgeschlossen werden. Die anderen vorhin erwähnten Thüren, deren eine unsere Abbildung „Gang im Zwischenbed“ vorführt, können im Nu geschlossen werden; durch 6 doppelte Hebel wird der Thürflügel an die Gummibekleidung des Thürrahmens gepreßt und somit auch über der Wasserlinie der vollständige Abluß hergestellt.

Die zehn mächtigen Dampfpumpen des Schiffes fördern in der Minute 360 Hektoliter Wasser, würden somit innerhalb vier Stunden das Schiff ganz wieder auspumpen können, wenn es vollständig mit Wasser gefüllt wäre; eine Einzelabtheilung dürfte nur etwa 20 Minuten erfordern. Bemerkt zu werden verdient hier, daß auch die Dampfmaschinen vollständig wasserdicht von einander abgetrennt sind. Die Dampfpumpen können zugleich als



Dampfsteuerapparat.

Feuerspritzen dienen; der Feuersgefahr wird überdies noch besonders dadurch begegnet, daß ein einziger Hebeldruck im Maschinenraum jede einzelne Schiffsabteilung sofort unter Wasserdampf setzen kann.

Die Rettungsboote, gegenüber den plumpen Holzschaluppen älterer Zeit jetzt sehr vervollkommenet, sind aus Stahlblech gebaut, mit Luftkisten versehen und können, trotzdem ein jedes 60 bis 80 Personen aufzunehmen imstande ist, von wenigen Leuten sofort zu Wasser gebracht werden. Schon vor dem Antritt der Reise wird jedes Boot mit Mast, Segeln, Nahrungsmitteln und Wasser vollständig ausgestattet. Die Schnelldampfer des „Norddeutschen Lloyd“ in Bremen führen auch eine Anzahl Shepardscher Patentflöße an Bord. Eine Korweite, die mit Leichtigkeit einen Menschen über Wasser halten kann, erhält jeder Passagier beim Antritt der Reise verabfolgt. Endlich giebt es noch die Patentsegeltuchboote, die von getheertem und durchaus wasserdichtem Segeltuch angefertigt sind; ihr gewöhnlich zusammengelegt, haben sie das Aussehen einer großen Reisetasche. Im Falle der Gefahr werden durch wenige Handgriffe die Rahmen aufgeklappt, stählerne Spanten stellen sich selbstthätig auf, das Segeltuch wird straff angezogen, und das Rettungsboot für etwa 40 Personen ist fertig; es hat dann das Aussehen eines gewöhnlichen Bootes.

Als Sicherheitsvorrichtung verdient auch noch die „Telegraphie nach Achter“ Erwähnung („achter“ stattdeutsch für „hinten“), welche u. a. beim Verlassen des Hafens und beim Einfahren in diesen zur Anwendung kommt. Zu älteren Zeiten stand unter besonderen Umständen bei schwierigem Fahrwasser der Lootse vorn am Bug und signalisierte mittelst geschwenkter Fähnlein oder farbiger Laternen dem Manne am Steuer hinten („achter“) seine Befehle; ein System, welches auf großen Schiffen bei starkem Nebel keinen sicheren Verlaß bot. Auf den neueren Dampfern vermittelt ein eigener elektrischer Telegraph den Verkehr zwischen Vordersteven und der Kommandobrücke. Unsere Abbildung (S. 252) bietet den Vergleich zwischen älterer und neuer Zeit.

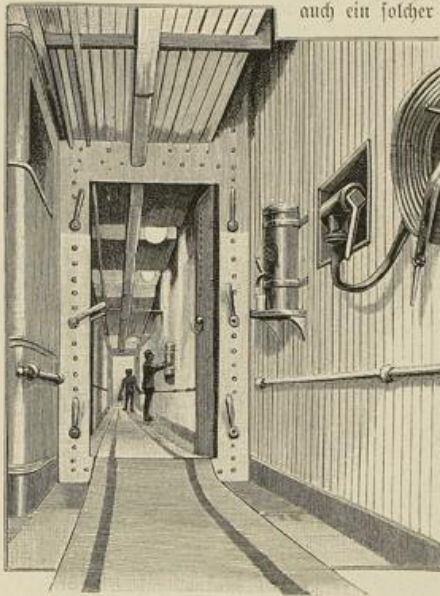
Auf demselben Bildchen ist links vom Beschauer ein Mörser sichtbar; dieser dient selbstverständlich nicht zu kriegerischen, sondern nur zu friedlichen Signal- und Salutzwcken. Zu Kriegszeiten würde übrigens wohl kaum ein feindliches Fahrzeug sich gelassen lassen, die erfolglose Jagd hinter einem dieser Schnelldampfer her zu beginnen.

Für die Bequemlichkeit der Fahrgäste ist in so reichlichem Maße gesorgt wie kaum je zuvor; je größer ein Fahrzeug ist, um so leichter wird es, den Anforderungen in dieser Hinsicht zu entsprechen. Freilich hat auch die Größe ihre Grenzen. Bekannt ist der verunglückte Versuch der Engländer mit dem zuerst „Leviathan“, dann „Great Eastern“ genannten Riesen, der mit seinen 207 m Länge und 25,3 m Breite überall stecken blieb und kürzlich „geschlachtet“, d. h. als altes Eisen verkauft wurde. Die Größenverhältnisse der neuen Schnelldampfer sind bescheidenere. Die „Columbia“ ist nur 141 m lang und 17,7 m breit; die Tiefe vom Oberdeck bis zum Kiel

beträgt 11,6 m; das „Displacement“ (Verdrängung des Wassers durch den Schiffskörper) 10 000 Tonnen. Von den fünf Bedecken: Promenade-, Ober-, Haupt-, Zwischen- und Orlogdeck, sind die vier letztgenannten aus Stahlplatten wasserdicht genietet und mit Holzplatten belegt. — Wie großmächtig sich nun auch ein solcher Seeriese ausnimmt, sei es am Tage bei hellem Sonnenschein, sei es zur Nachtzeit, wenn er im Glanze seiner 800 elektrischen Glühlampen und seiner 10 großen Sonnenbrenner frahlt, der Raum an Bord ist doch stets weise einzuteilen und genau auszunutzen, denn außer Ladung und Vorräthen muß Unterkunft geschaffen werden für 376 Passagiere I. Klasse, 126 II. Klasse, 400 III. Klasse, ferner für 6 Offiziere und 292 Mann Besatzung, einschließlich der 10 Maschinen, 12 Assistenten und 80 Heizer, im ganzen also für 1200 Köpfe. Der Bequemlichkeitsbegriff kann hier also nur ein verhältnismäßiger sein. Wer zuerst einen solchen Passagierdampfer betritt, der pflegt zwar die Pracht und die räumliche Ausdehnung der Speise- und Unterhaltungssäle der I. Klasse gebührend anzustaunen, aber später nimmt es ihn Wunder, daß selbst in den reich ausgestatteten Schlafkabinen für Familien die Betten übereinander angebracht sind. In dieser Hinsicht waltet bei dem „schwimmenden Hotel“ ganz andere Verhältnisse ob, als bei demjenigen auf dem Festlande. So würde es beispielsweise auch ein Uebrigeweiter kaum für möglich halten, daß in den drei Küchen an Bord neben den Dampfkochapparaten für die Zwischendeckspassagiere noch Raum ist für die Zubereitung der ausgefeiltesten Mahlzeiten für den Salon; kann sich doch der Küchenmeister kaum umdrehen. Zudem es geht alles, wenn man will. Wer aber die jetzigen hübschen Einrichtungen für Reisende III. Klasse, welche in Gruppen von 12 bis 18 Personen je eine Kammer zugewiesen erhalten, mit dem großen Gesamttraum des Zwischendecks alter Bauart vergleicht, der weiß nicht genug den Fortschritt der Neuzeit zu loben.

Die prachtvolle Ausstattung der Säle, der Lichtschachte und Treppenhäuser zc. lassen schon unsere Abbildungen erkennen. Hier ist wirklich nichts gespart worden, wenn man sich auch in richtiger Beschränkung vor überladenen Pomp gehütet hat. Wer Sinn hat für das deutsche Kunstgewerbe, der wird entzückt durch diese Räume wandeln; da finden sich Kabinettstücke der ausschmückenden Kunst, die im Stile meist dem Barock und Rokoko huldigen. Besonders erwähnenswert dürften die Holzschnitzereien, die Musikinstrumente und die Gemälde sein, welche letztere von Künstlern ersten Ranges hervorühren. Das kostbare Mobiliar ist aus naheliegenderm Grunde unverrückbar an dem Boden befestigt, ebenso sorgen entsprechende Einrichtungen bei den Mahlzeiten dafür, daß das „Schlingern“ des Schiffes nicht das Tafelgeschick durcheinander wirft.

Die Säle und Kabinen zweiter Klasse sind etwas weniger reich, aber immerhin gleichfalls mit nicht geringen Kosten ausgestattet. Im Zwischendeck ist Sorge getragen, daß allen vernünftigen Anforderungen entsprochen werde; besonders praktische



Hang im Zwischendeck.



Ventilatoren auf Deck.



Kreuzschicht.
Sapochlein.

Vormaschine.

Sicht aus Speisezimmer.

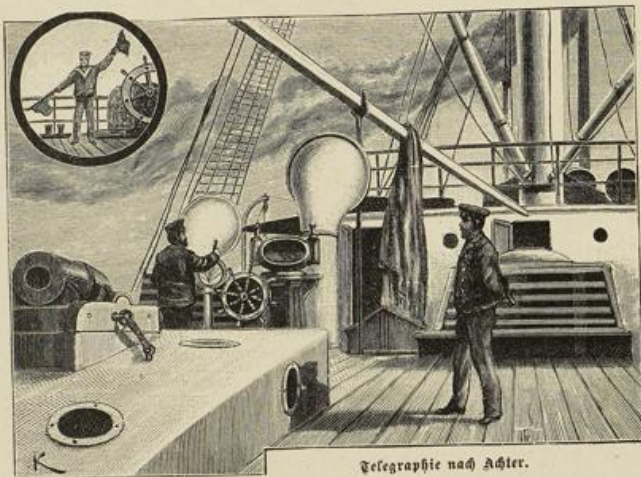
Treppe in den Salons.
Welldeck.

Bilder von einem Ocean-Schnelldampfer.

Von J. H. Strömer.

Einrichtung hat das Zwischendeckshospital erhalten. — Ein wesentlicher Vorzug der großen Dampfer ist ihre ausgezeichnete Lüftung. Ueber 40 große Ventilatoren auf dem Oberdeck, wie sie auf unserer Abbildung (S. 251) ersichtlich sind, führen fortwährend Massen von frischer Luft in die unteren Räume. Die Luft- und Lichtschächte können selbst bei schlechtem Wetter offen gehalten werden; daneben sind noch mechanische Ventilatoren vorhanden, von denen jeder einzelne durch eine besondere kleine elektrische Maschine von einem durch Dampf getriebenen großen Electricitätszeuger in Gang gesetzt wird. So bietet denn auch in dieser Beziehung das heutige Zwischendeck selbst bei stürmischem Wetter einen erfreulichen Gegensatz zu den Höllenqualen vergangener Zeiten.

Die Hauptbequemlichkeit jedoch, auf welche die neuen Schnell-dampfer mit dem stolzen „Uns kann keiner!“ hinweisen dürften, liegt eben in der schnellen Fahrt begründet. Das weiß jeder, der jemals als Fahrgast das Weltmeer durchkreuzt hat. Die ersten Tage an Bord sind genussreich. Wie viele Stunden kann man nicht schon mit der Besichtigung der Schiffseinrichtungen angenehm und lehrreich zubringen! Dann dient als etwas schmerzlicher Zeitvertreib die Seekrankheit, gegen welche bekanntlich kein Kraut gewachsen ist; zum Glück hat sie noch nie einen Menschen das Leben gekostet und geht bald vorüber; ach, und wie prächtig ist nachher der Appetit der Genesenen! Nunmehr macht man Bekanntschaften, bei schlechtem Wetter in den Sälen, bei gutem auf dem Promenaden-deck, wo sich prächtig wandeln, pflanzen, beobachten und rauchen läßt und wo manche jüngere Dame derjenigen Unterhaltung pflegen kann, welche die Engländer mit dem unübersetzbaren Zeitwort „to flirt“ bezeichnen und für welche das deutsche „lieben“ schon ein zu starker, derber Ausdruck ist. Da bilden sich Gruppen, später Parteien, es entstehen Freundschaftsbündnisse, die freilich oft nicht lange dauern, und selbst Verlobungen kommen vor, denen nicht selten die „Entlobungen“ bald folgen; denn das „engagement“ der Engländer ist bekanntlich



Telegraphie nach Achter.

ganz anderer Art als der deutsche Brautstand. Außerdem aber sorgen Bücher, Musik, Stat und andere Spiele für Kurzweil.

So macht sich die Sache während der ersten Tage wunder schön. Doch wenn die erste Woche zu Ende ist? — Ja, dann steigen Wolken am Horizont dieser Welt im Kleinen auf. Der Koch mag anfangen, was er will, der Inhalt seiner Fleischkammer hat trotz des Eisvorrathes den Jugendschmelz eingebüßt. Die freundlichen kleinen Hecheleien, welche man einem seiner Nächsten anvertraut, hat derselbe durch Vermittelung eines anderen Nächsten dem betreffenden Durchgeheilten mitgetheilt. Da giebt es kühle Blide und spize Redensarten. Aus Freundschaften werden Feindschaften. Die Bücher sind durchgelesen, neue Zeitungen werden schmerzlich vermisst; die Paradesstücke der klavierfundi gen Damen kennt man nunmehr schon auswendig, und selbst die Vorträge der von den Stewards gebildeten kleinen Schiffskapelle, welche zuerst auf dem Promenaden-deck stürmischen

Reiz mehr. Der Geschäftsmann wird immer gespannter auf Nachrichten vom Gange seiner Unternehmungen. Doch wozu das Regitter noch lange fortführen? Aus allem Gesagten geht schon hervor: nach Ablauf der ersten Woche an Bord wird nach und nach das erst so begeistert gepriesene Schiff zum Gefängniß, und bleiern herrscht in demselben die Langeweile!

Und das ist denn auch der Hauptgrund, weshalb jeder, der zu öfterem Durchkreuzen des Atlantischen Oceans Anlaß hat, den Schnell-dampfer wählen wird; denn über die hier gebotene Bequemlichkeit, so und so viel Tage und Stunden früher anzukommen, geht doch nichts. Mögen ja jeder, daß nach einem althamburgischen Scherz die Buchstaben H A P A G auf der Flagge der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft“ zugleich die sinnige Frage bedeuten: „Haben alle Passagiere auch Geld?“ Kostspielig ist so eine Reise, aber auch Zeit ist Geld, und die ersparten Reisetage sind Goldes werth!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Flammenzeichen.

Roman von G. Werner.

(Fortsetzung.)

„Was ist denn wieder mit dem Stadinger?“ fragte Hartmut, der, gleichfalls zur Jagd gerüstet, aus dem Schlosse trat und die letzten Worte des Gespräches hörte.

„Eine Dummheit allerersten Ranges hat er gemacht!“ erklärte Egon. Aber da kam er übel an bei dem „ältesten Diener des fürstlichen Hauses“, der sich tiefbeleidigt aufrichtete.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich habe die Dummheit nicht gemacht.“

„Meinst Du vielleicht, daß ich sie gemacht habe?“

Stadinger guckte seinen Herrn scharf von der Seite an, dann entgegnete er bedächtig:

„Das weiß ich nicht, Durchlaucht — aber es kann schon sein.“

„Du bist ein Grobian!“ rief der Fürst hitzig.

„Dafür bekennt im ganzen Walde, Durchlaucht.“

„Nimm, Hartmut, mit dem alten Brummbar ist doch nichts anzufangen!“ sagte Egon halb ärgerlich, halb lachend. „Erst bringt er mich in Ungelegenheiten, und dann kanzelt er mich noch obendrein ab. Gnade Dir Gott, Stadinger, wenn Du noch öfter solche Berichte erstattest!“

Damit ging er in Begleitung Rojanows zum Wagen und stieg ein. Stadinger aber blieb in starrer Haltung stehen und grüßte vorschriftsmäßig und „respektvoll“, denn der Respekt war

die Hauptsache. Deshalb fiel es ihm indessen nicht ein, nachzugeben, das mußte Seine Durchlaucht Fürst Egon thun, er kam nun einmal nicht auf gegen seinen Peter Stadinger.

Egon war gleichfalls dieser Meinung, als er seinem Freunde während der Fahrt das Vorgefallene erzählte und mit komischer Verzweiflung schloß:

„Nun kannst Du Dir denken, welcher Empfang bei der Aller gnädigsten mir bevorsteht! Sie hat es jedenfalls errathen, daß ich sie von Rodek fernhalten wollte, meine Moral ist allerdings gerettet in ihren Augen, aber auf Kosten meiner Wahrheitsliebe. Hartmut, thu' mir den Gefallen und laß Deine ganze Lebenswürdigkeit gegen meine hochverehrte Tante los! Mache nöthigenfalls ein Gedicht auf sie, als Bligableiter, sonst trifft mich der Strahl des allerhöchsten Zornes!“

„Nun, ich dachte, Du wärst ziemlich wetterfest in diesen Punkten,“ spottete Hartmut. „Man hat Dir schon öfter solche Streiche verzeihen müssen. — Die Herzogin und die jüngeren Damen werden der Jagd also zu Pferde beiwohnen?“

„Gewiß, im Wagen ist ja nicht viel davon zu sehen. Weißt Du übrigens, daß Frau von Wallmoden vorzüglich reitet? Ich begegnete ihr vorgestern, als sie mit ihrem Schwager, dem Oberforstmeister, von einem Spazierritte zurückkam.“

„Ah so! Nun, dann weiß man also, wo der Platz des Fürsten Adelsberg heut ausschließlich sein wird.“
Egon, der bequemer zurückgelehnt saß, richtete sich auf und sah seinen Freund forschend an.

„Bitte, nicht so spöttisch! Du bist allerdings nicht so häufig in der Nähe der besagten Dame zu finden und trägt sogar eine gewisse Zurückhaltung zur Schau, aber ich kenne Dich viel zu genau, um nicht zu wissen, daß wir nur zu sehr einer Meinung sind.“

„Und wenn das wäre — würdest Du es mir als einen Bruch der Freundschaft auslegen?“

„In diesem Falle nicht, wo das Ziel uns beiden unerreichbar ist.“

„Unerreichbar?“ — um die Lippen Rojanows spielte wieder jenes unheimliche Lächeln.

„Ja, Hartmut,“ sagte der junge Fürst, halb ernst, halb scherzend, „das schöne kalte Nordlicht, wie Du es getauft hast, bleibt seiner Natur getreu. Es steht fern und unnahbar am Horizont und das Eismeer, aus dem es emporsteigt, ist nicht zu durchbrechen. Die Frau hat eben kein Herz, sie ist jeder Leidenschaftlichen Empfindung unzugänglich und das giebt ihr diese beneidenswerthe Sicherheit. Gestehes es nur, hier scheitert auch Deine sonstige Allmacht, der Eishauch hat Dich erkältet und darum hältst Du Dich jetzt fern.“

Hartmut schwieg, er dachte an jene Minuten im Thurmzimmer, wo er um die „gluthfarbene“ Blüthe bat. Sie war ihm verweigert worden, aber Eishauch war es nicht gewesen, was damals von der jungen Frau ausging, als sie unter dem Blick des Bittenden erbebt. Er hatte sie seitdem fast täglich gesehen, genaht war er ihr nur selten, aber er wußte doch, daß er sie nach wie vor in seinem Banne hielt.

„Und trotzdem komme ich nicht los von dieser thörichten Schwärmerei,“ fuhr Egon mit einem halb träumerischen Ausdruck fort. „Mir ist es immer, als könnte da einmal Gluth und Leben aufstrahlen und die Schneeregion in eine blühende Welt verwandeln. Wenn Adelsberg von Wallmoden noch frei wäre — ich glaube, ich wagte den Versuch.“

Rojanow, der wie in Gedanken verloren in den noch vom Frühnebel verschleierten Wald hinausblickte, wandte sich jäh und heftig um.

„Welchen Versuch? Soll das etwa heißen, daß Du ihr Deine Hand anbietest würdest?“

„Du entsehest Dich ja förmlich darüber!“ rief der Fürst laut ausladend. „Das meinte ich allerdings. Ich habe keine Vorurtheile gegen die ‚Industrie‘ wie meine allergnädigste Tante, der eine solche Möglichkeit allerdings Krämpfe zuziehen würde, und Du scheinst merkwürdigerweise ebenso zu empfinden. Nun, Ihr könnt Euch beide beruhigen, Seine Excellenz der Herr Gemahl hat sich den Preis bereits gesichert und der wechelt sicher keine Blütenwelt mit seinem langweiligen Diplomatengesicht — aber der Mann hat ein beneidenswerthes Glück gehabt!“

„Man soll niemand vor seinem Tode glücklich preisen!“ sagte Hartmut halblaut.

„Eine sehr weise Bemerkung, nur ist sie nicht ganz neu. Aber Du hast manchmal etwas in Deinen Augen, was geradezu erschrecken kann. Nimm es mir nicht übel, Hartmut, aber in diesem Augenblick sahst Du wie ein Dämon aus!“

Rojanow blieb die Antwort schuldig. Die Fahrtstraße vertiefte jetzt den Wald, drüben wurde Fürstenstein sichtbar, wo die herzogliche Fahne im Morgenwinde flatterte, und eine halbe Stunde später rollte der Wagen in den Schloßhof, wo ein bewegtes Leben herrschte. Die ganze Dienerschaft war auf den Beinen, Reitpferde und Wagen standen bereit und der größte Theil der zur Jagd Geladenen war bereits eingetroffen.

Zur festgesetzten Stunde erfolgte der Aufbruch, und in dem hellen Schein der Sonne, die jetzt den Nebel durchbrach, bot der Jagdzug, der sich den Schloßberg hinabbewegte, ein glänzendes Bild. An der Spitze der Herzog und seine Gemahlin, dann das zahlreiche Gefolge und die ganze Schar der Gäste, die jüngeren Damen gleichfalls zu Pferde, das Jagdpersonal, soweit es den Zug begleitete, in voller Gala — so ging es hinein in den sonnigen Herbstmorgen, in die Wälder und Höhen des Jagdreviers, wo es bald lebendig wurde. Von allen Seiten knallten die Schüsse, das liehnde Wild brach bald einzeln, bald in Rudeln durch das Dickicht oder jagte über die Lichtungen hin, um schließ-

lich doch von der Kugel ereilt zu werden, und die sonst so stillen Waldgründe hallten wieder von dem Lärm des Weidwerks.

Der Oberförstermeister hatte das ganze Forstpersonal der Umgegend aufgebeten und die Anordnungen vorzüglich getroffen, so daß er Ehre einlegte mit seiner Leitung der Jagd, die kein Unfall trübte. Gegen mittag fand die Zusammenkunft in Bucheneck statt, einem kleinen herzoglichen Jagdhaus, das mitten im Walde lag und bei etwaiger ungünstiger Witterung eine Unterkunft bieten konnte. Das war nun heute nicht nöthig, denn das Wetter war prachtvoll geworden, nur etwas zu heiß für einen Oktobertag. Die Sonne brannte förmlich nieder und machte sich geradezu lästig bei dem Frühstück, das im Freien eingenommen wurde.

Sonst aber ging es sehr heiter und zwanglos zu, und auf der weiten, grünen Wiese, an deren Saum Bucheneck lag, entwickelte sich ein lustiges Treiben. Die ganze Jagdgesellschaft war hier versammelt. Der Herzog, der heut besonders glücklich im Treiben gewesen war, befand sich in allerbesten Laune, die Herzogin plauderte lebhaft mit den sie umgebenden Damen und der Oberförstermeister strahlte vor Vergnügen, denn der Fürst hatte ihm in schmeichelhaftester Weise seine Zufriedenheit ausgesprochen.

Frau von Wallmoden, die sich in der Nähe der Herzogin befand, war auch heute der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; war sie doch unbedingt die schönste von all den Damen, die meist des Kerzenschimmers und der reichen Toilette bedurften, um schön zu sein. Hier, im hellen Glanze der Mittagssonne, in dem einfach dunklen Reitkleide, das keine Farben und keinen Schmuck erlaubte, erblühte so manche sonst vielbewunderte Erscheinung, nur die junge Frau behauptete sich siegreich in dieser Einfachheit. Ihre hohe, schlanke Gestalt war wie eigens geschaffen für diese Tracht und die blendende Frische ihrer Haut, das matt schimmernde Blond der Haare kamen im Tageslichte noch mehr zur Geltung als bei jenem Abendfeste. Ueberdies hatte sie sich wirklich als geübte Reiterin gezeigt, die ebenso leicht wie sicher zu Pferde saß; kurz das schöne „Nordlicht“, wie Frau von Wallmoden jetzt auch in den Hofkreisen hieß, da Fürst Adelsberg den Namen ausgeplaudert hatte, wurde von allen Seiten bewundert und dies umso mehr, als man wußte, daß es für einige Wochen verschwinden werde.

Der Gesandte hatte gestern seiner Gemahlin mitgetheilt, daß seine diplomatischen Geschäfte allerdings beendet seien, daß er aber seine Anwesenheit in Norddeutschland benutzen werde, um sich nach den Stahlbergischen Industriewerken zu begeben. Man plante dort bedeutende Veränderungen, neue Einrichtungen, über die jetzt endgültig Beschluß gefaßt werden sollte, und Wallmoden, als Testamentsvollstrecker und Vormund des Erben, hatte eine entscheidende Stimme dabei. Seine Anwesenheit bei den Sitzungen war unerlässlich, er hatte bereits von seiner Regierung den nöthigen Urlaub erbeten und dem Herzog seine verspätete Rückkehr gemeldet. Gleichzeitig stellte er es seiner Gattin frei, in Fürstenstein zu bleiben oder mit ihm die Reise nach ihrer Heimath zu machen, wenn sie wünsche, ihren Bruder wiederzusehen; jetzt, nach vollen vierzehn Tagen, konnte ihre Abreise ja nicht mehr „mißdeutet“ werden. Die junge Frau hatte sofort das letztere gewählt und der Herzogin bereits mitgetheilt, daß sie morgen abreißen werde.

Prinzessin Sophie war mit ihrer Hofdame und den älteren Damen zu Wagen nach Bucheneck gekommen und versuchte nun vor allen Dingen, ihres durchlauchtigen Neffen habhaft zu werden. Aber dieser entwickelte ein unglaubliches Geschick, sich ihr zu entziehen. Er war überall, nur nicht in der Nähe seiner fürstlichen Tante, bis diese endlich die Geduld verlor und einem der Herren befahl, den Fürsten Adelsberg zu ihr zu rufen. Diesem Befehl mußte Egon nun allerdings nachkommen, aber er gebrauchte die Vorsicht, seinen „Blitzableiter“ mit sich zu nehmen: Rojanow war an seiner Seite, als er vor die Prinzessin trat.

„Nun, Egon, bekommt man Sie wirklich einmal zu Gesicht?“ lautete der nichts weniger als gnädige Empfang. „Sie scheinen ja heut von allen Seiten in Anspruch genommen zu sein.“

„Zu dem Dienste meiner allergnädigsten Tante bin ich immer bereit,“ erklärte Egon, aber die Liebenswürdigkeit half ihm nichts, die Prinzessin maß ihn mit einem vernichtenden Blick.

„Soweit Ihnen der Ritterdienst bei Frau von Wallmoden Zeit dazu läßt! Sie wird dieser Ritterlichkeit ein glänzendes Zeugniß ausstellen, wenn ihr Gemahl zurückkehrt — Sie kennen ihn ja wohl auch näher?“

„Gewiß, ich schätze ihn hoch, als Mensch, als Diplomat und Excellenz, Hoheit dürfen mir das glauben.“

„Ich glaube Ihnen unbedingt, Egon, Ihre Wahrheitsliebe ist für mich über allen Zweifel erhaben,“ sagte die Dame mit beißender Ironie. „Dabei fällt mir ein, ich sprach vorgestern zufällig den Schloßverwalter von Rodock, den alten Stadinger, der noch sehr rüstig ist für seine Jahre.“

„Er leidet aber sehr an Gedächtnißschwäche,“ beeilte sich der junge Fürst zu versichern. „Stadinger vergißt leider alles — nicht wahr, Hartmut? — er weiß heute nicht mehr, was er gestern leidhaftig gesehen hat.“

„Ich fand im Gegentheil, daß sein Gedächtniß noch sehr frisch war, überdies ist er der älteste und treueste Diener Ihres Hauses, zuverlässig, umsichtig —“

„Und groß!“ fiel Egon seufzend ein. „Hoheit, Sie haben keine Ahnung von der unendlichen Grobheit, die in diesem Peter Stadinger wohnt. Er tyrannisiert mich und Herrn Rojanow förmlich, ich habe wirklich schon daran gedacht, ihn zur Ruhe zu setzen.“

Er dachte natürlich nicht im Traume daran. Seine Durchlaucht hätten sich gehütet, dem Peter Stadinger einen solchen Vorschlag zu machen, und wären auch übel damit gefahren; aber Prinzessin Sophie, die in dem Rufe stand, sehr hochmüthig und unmaßsichtig gegen ihre Diener zu sein, huldigte diesmal einer sehr milden Auffassung.

„Das sollten Sie unterlassen,“ bemerkte sie. „Einem Manne, der schon der dritten Generation der fürstlichen Familie dient, kann man immerhin etwas nachsehen, besonders im Angesicht der doch etwas genialen Wirthschaft, welche die jungen Herren da in Rodock führen. Es scheint, man sieht dort nicht gern Gäste, sondern zieht die Einsamkeit vor.“

„Ach ja, die Einsamkeit!“ sagte Egon gefühlvoll. „Sie thut so wohl nach dem stürmischen Reiseleben und wir genießen sie in vollen Zügen. Ich beschäftige mich hauptsächlich —“

„Mit der Zählung Ihrer wilden indischen Raubthiere,“ schaltete die Prinzessin boshaft ein.

„Nein, mit — mit meinen Reiseerinnerungen, die ich herauszugeben beabsichtige, und Hartmut dichtet schwermüthsvolle Lieder. Er hat jetzt gerade den Balladenstoff unter der Feder, auf den ihn Hoheit aufmerksam machten.“

„Wie, Herr Rojanow, haben Sie diesen Stoff wirklich benutzt?“ fragte die fürstliche Dame, deren Gesicht unepfölich vollen Sonnenschein zeigte, als sie sich zu dem jungen Dichter wandte.

„Gewiß Hoheit, ich bin Ihnen sehr dankbar für den Wink,“ sagte Hartmut, der keine Ahnung mehr hatte, wovon die Rede war, der aber doch merkte, daß er jetzt in Thätigkeit treten mußte.

„Das freut mich; ich liebe die Poesie und fördere sie bei jeder Gelegenheit.“

„Und mit welchem Verständniß!“ rief Egon begeistert, benutzte aber schleunigst die Gelegenheit, zu entinnen, indem er seinen Freund als Opfer zurückließ, der denn auch einem sehr langen poetischen Gespräch standhalten mußte. Der Fürst selbst hatte sich schleunigst wieder in die Nähe der Herzogin, das heißt zu Frau von Wallmoden begeben, wo er sich entschieden besser zu befinden schien, als bei seiner allergnädigsten Tante.

Nach beendigtem Frühstück wurde das Weidwerk fortgesetzt, es galt noch ein Jagen auf Hochwild, das mit erneuem Eifer begonnen wurde. Aber in den Nachmittagstunden änderte sich das bisher so sonnig klare Wetter; der Himmel umschleierte sich nach und nach völlig, dabei blieb es warm, beinahe schwül und im Westen stieg eine schwere Wolfenwand auf. Es sah aus, als bereite sich eins von den Spätgewittern vor, die in dieser Jahreszeit bisweilen über den „Wald“ hinzogen.

Die Herzogin hatte mit einem Theil ihrer Umgebung ihren Standpunkt auf einer Anhöhe genommen, die anscheinend den besten Ueberblick gewährte, bald aber nahm die Jagd eine andere, unerwartete Richtung und die Zuschauer schickten sich an, zu folgen. Dabei hatte Frau von Wallmoden einen kleinen Unfall, der Sattelgurt ihres Pferdes zerriß plötzlich, und nur die Geistesgegenwart, mit der sie rasch aus dem Bügel zur Erde sprang, bewahrte sie vor dem Falle. Die Fortsetzung des Rittes war freilich nicht möglich, denn wenn die begleitenden Diener der Dame auch ein Pferd hätten abtreten können, so war doch kein anderer Damenattel zu beschaffen. Sie mußte deshalb auf die weitere Theilnahme verzichten und wollte zu Fuß nach Bucheneck, wohin einer der Leute das Pferd führen sollte.

Adelheid hatte den Diener vorausgehen lassen und verweilte noch auf der Anhöhe, wo es still und einsam geworden war. Es schien fast, als sei ihr der Unfall willkommen gewesen, der sie der Nothwendigkeit überhob, der Jagd bis zum Schlusse beizuwohnen. Es ist ja immer eine Erleichterung, wenn man die Maske fallen lassen kann, die alle Welt täuscht, und aufathmen in der Einsamkeit, wäre es auch nur, um zu fühlen, wie schwer man an jener Maske getragen hat.

Wohin war die kalte, stolze Ruhe gekommen, mit der die junge Frau vor wenigen Monaten an der Hand ihres Vaters die neue Heimath betrat! Jetzt, wo sie sich allein und unbeobachtet wußte, sah man es deutlich, daß sie eine ganz andere geworden war. Jener willenskräftige Zug, der sie ihrem Vater so ähnlich machte, hatte sich noch geschärft und vertieft, aber daneben prägte sich noch ein anderer, ein Schmerzenszug aus, wie bei einem Menschen, der mit geheimer Qual und Angst zu ringen hat. Die blauen Augen hatten den kühlen, leidenschaftslosen Blick verloren, es lag ein tiefer Schatten darin, der auch von Kampf und Qual erzählt, und das blonde Haupt senkte sich, wie unter einer unsichtbaren schweren Last.

Und doch athmete Adelheid auf bei dem Gedanken, daß dieser Tag der letzte war, den sie in Fürstenstein erleben sollte. Morgen um diese Zeit war sie schon weit weg, vielleicht gab es in der Ferne Rettung vor der dunklen Gewalt, gegen die sie nun schon wochenlang so angstvoll und so vergeblich kämpfte, vielleicht wurde es besser, wenn sie nicht Tag für Tag diese Augen sah und diese Stimme hörte. Wenn sie dem Banntreife entfloß, mußte auch der Zauber brechen, und jetzt endlich durfte sie fliehen — Gott sei Dank!

Der Lärm der Jagd verklang in immer weiterer Ferne und verstummte endlich ganz; aber in dem Walde, der die Anhöhe dicht umzog, ließen sich jetzt Schritte vernehmen und mahnten die junge Frau, daß sie nicht mehr allein sei. Sie wollte gehen, doch in dem Augenblick, wo sie sich umwandte, trat der Nahende schon zwischen den Bäumen hervor — Hartmut Rojanow stand ihr gegenüber.

Die Begegnung war so plötzlich und unerwartet, daß die Selbstbeherrschung Adelheids nicht davor standhielt. Sie wich zurück, bis an den Stamm des Baumes, unter dessen Zweigen sie vorhin gestanden hatte, als müßte sie dort Schutz suchen vor dem Manne, dem sie entgegen sah mit starrem, angstvollem Blick, mit dem Blick des verwundeten Wildes, das den Jäger kommen sieht.

Rojanow schien das nicht zu bemerken. Er grüßte und fragte hastig: „Sie sind allein, Excellenz? Der Unfall hat doch keine schlimmen Folgen gehabt?“

„Welcher Unfall?“

„Es hieß doch, Sie seien gestürzt mit dem Pferde.“

„Welche Uebertreibung! Nur das Sattelzeug ist gerissen, aber ich bemerkte es noch rechtzeitig und sprang aus dem Bügel, während das Thier ruhig stehen blieb — das ist der Unfall.“

„Gott sei Dank! Ich hörte etwas von einem Sturze, einer Verletzung, und da Sie nicht wieder bei der Jagd erschienen, so fürchtete ich —“

Er hielt inne, denn Adelheids Blick sagte ihm deutlich, daß sie dem Vorwande nicht glaubte; er kannte jedenfalls ganz genau den Hergang und hatte erfahren, warum und wo man Frau von Wallmoden zurückgelassen hatte, die jetzt allmählich ihre Fassung wiedergewann.

„Ich danke Ihnen, Herr Rojanow, aber Ihre Besorgniß war wirklich überflüssig,“ sagte sie kalt. „Sie hätten sich selbst denken können, daß die Herzogin und die anderen Damen mich bei einem wirklichen Unfall nicht hilflos im Walde zurückgelassen hätten. Ich bin eben auf dem Wege nach Bucheneck.“

Sie wollte an ihm vorüber schreiten, er verneigte sich und trat einen Schritt seitwärts, wie um sie vorbeizulassen, dabei aber sagte er leise:

„Gnädige Frau — ich habe noch um Verzeihung zu bitten!“

„Verzeihung — wofür?“

„Für eine Bitte, die ich unbedachtsamerweise aussprach und nun so hart büßen muß. Ich hat ja nur um eine Blume, ist denn das ein so schweres Vergehen, daß man wochenlang darüber zürnen kann?“

Adelheid war stehen geblieben, fast ohne es zu wissen. Sie war wieder im Banne dieser Augen, dieser Stimme, die sie magnetisch festhielten.

„Sie sind im Irrthum, Herr Rojanow,“ entgegnete sie. „Ich zürne Ihnen nicht.“

„Nicht? Und doch ist es wieder der eiskalte Ton, den ich stets hören mußte, wenn ich seit jener Stunde es wagte, Ihnen zu nahen, und doch haben Sie seitdem das Werk kennengelernt, für das ich mir ein Zeichen erbat. Sie waren ja anwesend, als ich es in Fürstenstein vorlas. Meine *Arivana* wurde überschwenglich gelobt von allen Seiten, nur aus Ihrem Munde vernahm ich kein Wort, kein einziges — werden Sie es mir auch jetzt verweigern?“

„Ich dünkte, wir wären heut auf der Jagd,“ sagte Adelheid mit einem Versuche auszuweichen, „da ist doch nicht Zeit und Ort, um über poetische Werke zu sprechen!“

„Wir haben beide die Jagd verlassen und sie geht jetzt nach dem Kodeler Gebiet hinüber.“

Hier ist nur Wald-einsamkeit! Sehen Sie dieses herbstliche Laub, das so schweremuthvoll an das Bergehen mahnt, dies schweigende Gewässer da unten, diese Gewitterwolken in der Ferne — ich glaube, es liegt unendlich mehr Poesie darin, als in den Salen von Fürstenstein.“

Er wies in die Landschaft hinaus, die sich vor ihnen ausbreitete, aber nicht mehr in dem hellen Sonnenglanze, der anfangs die Jagd begünstigt hatte, sondern in dem trüben Lichte eines dicht verschleierten Himmels, das selbst das bunte Laubgewand der Waldberge matt und welf erscheinen ließ.

Man sah weit hinaus in diese Berge, die, zu beiden Seiten zurücktretend, den Blick in die Ferne frei ließen, aber das endlose Meer von Waldwipfeln, das vor wenigen Wochen noch so grün und duftig im Winde wogte, trug jetzt die Farbe des Herbstes. Vom dunklen Braun bis zum leuchtenden Goldgelb schimmerte es nah und fern in allen Schattirungen, und zwischen leuchtete es roth aus den Gebüschern. Das sterbende Laub schmückte sich noch einmal mit trügerischer Pracht, aber es war doch nur die Farbe des Bergehens und Verwelkens, es war zu Ende mit dem Leben und Blüten!

Tief im Grunde lag ein kleiner Waldsee, der, dunkel und regungslos, zu träumen schien in dem Kranze von Schilf und Niedgras, der ihn umgab. Er glich so seltsam einem anderen Gewässer, das fern in Norddeutschland im einsamen Söhrenwalde lag — dem Burgsdorfer Weiher — und wie dieser endigte er in einer Wiese, auf der üppiges Grün winkte, genährt von dem Sumpf- und Moorboden, der sich tüchtig darunter verbarg und den Unkundigen rettungslos in seine Tiefe zog. Er schien schon jetzt, im Tageslicht, Nebel und Dämmerung auszuathmen, und wenn die Nacht nieder sank, begannen wohl auch hier die Irrlichter ihr geisterhaftes Spiel.

Am Horizont aber, wo bei klarer Witterung die Gipfel des Hochgebirges sichtbar waren, thürmte sich eine dunkle Wolkenwand gewitterhaft auf. Noch stand sie in weiter Ferne, aber ihr dumpfer, schwüler Hauch lagerte bereits über dem Walde, und bisweilen zuckte ein fahles Leuchten aus ihrem Schoße auf.

Adelheid hatte Hartmuts Frage nicht beantwortet, sie sah noch immer in die Landschaft hinaus, um nicht in das Antlitz des Mannes sehen zu müssen, der ihr gegenüber stand, und doch fühlte

sie den dunklen, verzehrenden Blick, der auf ihrem Gesichte ruhte, wie sie ihn stets gefühlt hatte in den letzten Wochen, sobald Rojanow in ihrer Nähe war.

„Sie gehen ja morgen fort, gnädige Frau,“ hob er wieder an. „Wer weiß, wann Sie zurückkehren, wann ich Sie wiedersehe. Darf ich wirklich nicht um Ihr Urtheil bitten, nicht fragen, ob mein Werk Gnade gefunden hat vor den Augen — Adas?“

Das war wieder ihr Name auf seinen Lippen, wieder jener weiche, verschleierte und doch so leidenschaftliche Klang, den sie fürchtete, und dem sie doch lauschte wie einer Zauber-melodie. Adelheid fühlte, daß es hier kein Entrinnen und keine Flucht mehr gab, sie mußte der Gefahr ins Auge sehen. Langsam wandte sie sich dem Fragenden zu, aber ihr Antlitz verrieth, daß sie entschlossen war, den schweren Kampf auszufechten — den Kampf mit sich selber.

„Sie treiben ein seltsames Spiel mit diesem Namen, Herr Rojanow,“ sagte sie ernst und stolz. „Er stand über dem Gedichte, das mir in der letzten Woche auf räthselhafte Weise zugestellt wurde, von fremder Hand, ohne Unterschrift —“

„Und das Sie trotzdem gelesen haben?“ fiel er triumphirend ein.

„Ja — und verbrannt!“

„Verbrannt?“ Aus Hartmuts Augen zuckte wieder jener unheimliche Blick, der selbst Egon erschreckt und ihm den Ausruf entrißen hatte: „Du siehst aus wie ein Dämon!“ Sie bäumten sich wieder wild auf, die Dämonen des Hasses und der Rachsucht gegen den Mann, der ihn so tödlich beleidigt hatte und den er tödlich dafür treffen wollte, und doch liebte er diese Frau, wie der Sohn Jafitas eben lieben konnte, mit wilder, verzehrender Leidenschaft. Aber was er in diesem Augenblick empfand, das war mehr dem Hass als der Liebe verwandt.

„Das arme Blatt!“ sagte er mit unverhelter Bitterkeit. „Also den Flammentod hat es erlitten — es hätte vielleicht ein besseres Loos verdient.“

„Dann hätten Sie es mir

nicht senden müssen. Ich will und darf nicht solche Poesien annehmen.“

„Sie dürfen nicht, gnädige Frau? Es ist die Huldigung eines Dichters, die er einer Frau zu Füßen legt, das ist sein Recht gewesen zu allen Zeiten — und das werden auch Sie ihm zugestehen.“ Die Worte kamen nur halb laut, aber so heiß und leidenschaftlich von seinen Lippen, daß Adelheid erbebte.

„So huldigen Sie den Frauen Ihrer Heimath in solchen Worten!“ sagte sie. „Eine deutsche Frau versteht sie nicht.“

„Sie haben sie aber doch verstanden!“ rief Hartmut stürmisch hervor, „und Sie verstanden auch die Gluth- und Flammenlehre meiner *Arivana*, die über alle Menschenfügungen den Sieg davonträgt. Ich habe es gesehen an jenem Abende, wenn Sie mir auch anscheinend kalt den Rücken wandten, während alle anderen mich mit Bewunderung überschütteten. Täuschen Sie sich nicht, Ada! Wo der göttliche Funke in zwei Seelen fällt, da flammt er auf, im heißen Süden wie im kalten Norden, und er flammt ja in uns beiden! In diesem Feuerathem sterben Wille und Kraft, er löst alles aus, was gewesen, und nichts bleibt zurück als die heilige, lodernde Flamme, die noch leuchtet und beglückt, selbst wenn sie vernichtet. Sie lieben mich, Ada, ich weiß es, versuchen Sie nicht, es mir abzuleugnen, und ich — ich liebe Sie grenzenlos!“



Malleserin mit der Faldetta.

Er stand vor ihr, in dem stürmischen Triumph des Siegers, und seine düstere, dämonische Schönheit war vielleicht noch nie so hinreißend gewesen wie jetzt, wo die Gluth, die in seinen Worten wehte, auch aus seinen Augen, seinem ganzen Wesen hervorbrach. Und er sprach ja die Wahrheit! Die Frau, die da so todtensbleich am Stamme des Baumes lehnte, liebte ihn, wie nur eine reine stolze Natur lieben kann, die bisher in dem Wahne gelebt hat, ihre Empfindungen würden ewig in dem Schlummer liegen, den die Welt Herzenstälte nannte. Jetzt sah sie sich erwachend einer Leidenschaft gegenüber, die ein tausendfaches Echo in ihrer eigenen Brust fand, jetzt umwehte auch sie jener Flammenathem mit seiner verzehrenden Gluth — jetzt kam die Probe.

„Verlassen Sie mich, Herr Rojanow — auf der Stelle!“ sagte Adelheid. Es klang halb erstickt, fast unhörbar, und es wurde einem Mann gesagt, der nicht gewohnt war, zu weichen, wo er sich bereits als Sieger fühlte. Er wollte ihr heftig näher treten — und blieb plötzlich stehen. Es lag etwas in den Augen, in der Haltung der jungen Frau, was ihn trotz alledem in Schranken hielt, aber er sprach wieder ihren Namen aus mit jenem Tone, dessen Macht er am besten kannte:

„Ada!“
Sie schauerte zusammen und machte eine abwehrende Bewegung.

„Nicht diesen Namen! Für Sie bin ich nur Adelheid von Wallmoden — ich bin vermählt, Sie wissen es!“

„Vermählt an einen Mann, der an der Schwelle des Greisenalters steht, den Sie nicht lieben und der Ihnen keine Liebe geben könnte, selbst wenn er noch jung wäre. Diese kalte, berechnende Diplomatenatur kennt ja keine Regung der Leidenschaft. Der Hof, seine Stellung, sein Aufsteigen ist ihm alles, sein Weib ist

ihm nichts, er prahlt höchstens mit dem Besitze eines Kleinodes, das er nicht zu schätzen weiß und für das andere ihre Seligkeit hingeben würden.“

Adelheids Lippen zuckten — sie wußte nur zu sehr, daß er recht hatte, aber sie antwortete nicht.

„Und was bindet Sie denn an diesen Mann?“ fuhr Rojanow noch dringender fort. „Ein Wort, ein einziges Ja, das Sie aussprechen, ohne seine volle Bedeutung, ohne sich selbst zu kennen. Soll es Sie binden für das ganze Leben, soll es uns beide elend machen? Nein, Ada, die Liebe, das ewige unsterbliche Recht des Menschenherzens, beugt sich nicht davor. Mögen die Menschen es Schuld, mögen sie es Verhängniß nennen, wir stehen nun einmal unter diesem Verhängniß und müssen ihm folgen, ein bloßes Wort trennt uns nicht!“

Fern am Horizont blitzte es auf mit so grellem, blendendem Lichte, daß der Widerschein auch über die Höhe hinflamte. Hartmut stand nur einen Augenblick lang in diesem Scheine, er war jetzt so ganz der Sohn seiner Mutter, ihr zum Sprechen ähnlich, schön und verderbenbringend, wie sie es gewesen war. Aber war es jener Blitz, der Adelheid zur Besinnung brachte, oder hatte er ihr das dämonische Feuer gezeigt, das in den Augen vor ihr loderte, sie wich mit dem Ausdruck unerschütterten Grauens zurück.

„Ein feierlich gegebenes und empfangenes Wort ist ein Schwur,“ sagte sie langsam, „und wer es bricht, der bricht seine Ehre!“

Hartmut zuckte zusammen, jäh und grell wie jener Blitz flammte eine Erinnerung in seiner Seele auf, die Erinnerung an jene Stunde, wo auch er ein feierliches Wort, ein Ehrenwort gegeben und — gebrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

3. Sonderlinge und Käuze.

b. Käuze: Zwergkauz, Mhu.

Wir wählen für unsere Charakterzeichnungen zwei ganz entgegengesetzte Originalgestalten aus einer und derselben Vogelgruppe: die niedrigste Eule aus der Familie der „Tagenlen“, Surniae, und einen Vertreter aus der Familie der „Drehlen“, Bubones. Die erstere ist die Zwerg- oder Sperlingseule, auch „Zwergkauz“ oder „Käuzchen“ genannt, der letztere der Riese Mhu.

Lichtsehen und Nachtvogel sind sie zwar beide wie alle unsere Eulen. Allein die Zwergseule ist von der Wissenschaft nicht mit Unrecht in die Reihe der Tagenlen verlegt worden, oder vielmehr, das Käuzchen hat es selbst gezeigt, daß es sich auch bei Tage sehen lassen kann und im hellen Lichte sogar ganz gut fortzukommen weiß.

Besonders die Minnezeit benimmt dem Käuzchen ein gut Theil seiner Zurückgezogenheit, und aus seinen dämmerigen Verstecken in Baumhöhlen, hinter Mauern und Steinrissen und aus dunklem Baumwuchs treibt es die Liebe mehr denn je hervor an den hellen Tag. Es ist freilich immer noch ein sonderbares Käuzchen, bei dessen Anblick die anderen Vögel des Lichtes in große Aufregung und Unruhe gerathen. Namentlich ist es die aufmerksame, rührige Wache der Meisenchaar, die das Käuzchen gewaltig auszumippen pflegt, sobald es sich im Bereiche des hellen, sonnigen Lebens, der lustigen Tagvögelgesellschaft zeigt. Doch Erfahrung und eine untrügliche vererbte Furcht läßt sogar die feste Kohlmeise Vorsicht gebrauchen, wenn sie den fremden Gast umschwirrt. Denn der ungefährlich scheinende Zwerg, der nicht viel größer als ein Sperling und nur 16—18 cm lang ist, benimmt sich manchmal riesig räuberisch und packt unversehens, flink wie er ist, den ersten besten Vogel am Krage und rupft und würgt ihn zum Entsetzen der ihn umgebenden Schar trotz allen Schimpfens und Wetherens. Er ist ein Kauz — aber ein solcher, der für den Thierfreund so außerordentlich viel Anziehendes, Unterhaltendes und Drolliges hat, daß man nicht müde wird, sein niedliches Bild und sein ergötzlich komisches Betragen zu betrachten.

Manchmal sitzt das Kerlchen längere Zeit in dem Laube eines Obstbaumes oder auf seinem Lieblingsorte, einer dichtbeasteten

Eiche, sodas man es mit einem Fernrohre ungestört beobachten kann. Da hockt es in der Ruhe mit dem etwas gestäubten, mausgrauen, mit weißen Flecken gezierten Mäntelchen und der weißen, braungestrichelten, ebenfalls leis aufgebauschten Unterseite, das niedliche aschgraue Affengesichtchen tief eingezogen auf die Brust. Nur versteckt unter den kurzen weißbündigen Flügeln schaut das viermal weiß quergestreifte Schwänzchen hervor.

Jetzt hebt das Käuzchen den einen Fuß unter den aufliegenden Bauchfedern hervor, als wollte es in die Luft greifen. Es hat lebhaft den Anschein, als ob der kleine Federball aus einem Traum erwache und, noch halb in diesen verloren, eine phantastische Bewegung ausführe. Wie niedlich und zierlich sehen sich die dichtbefiederten Füßchen an, und doch wie wehrhaft mit scharfen Hängen versehen sind sie! Plötzlich streckt sich der Vogel, und siehe: aus dem Federball wird stracks ein schlanker glatter Vogel, dessen Gefieder sich gar nicht aufricht wie das weiche, lockere seiner Eulenverwandten, sondern eher dem Kleide eines Sperbers oder andern Tagräubers gleicht. Auch sein Köpfchen mit dem stark übergehakten, gezahnten Oberschnabel erinnert, namentlich im Profil, an die Räuber des Tages. Doch mit einem Male empfangen wir einen Blick von dem uns zugewandten Auge, aus dessen Tiefe der nächtliche Schimmer des Eulengesichts dringt. Aber kaum hat sich dieser Zug wie ein übergleitender Schatten der Nacht einen Augenblick verathen, so zeigt sich auch schon wieder ein freundlicheres Bild in des Vogels behenden Wendungen, womit er sich auf dem Geäste bewegt. Mit Hilfe des Hakenschnabels klettert er papageierartig herum, klistet die Flügel ein wenig und hält schelmisch Umschau. Gleich darauf verfällt der Kauz in eine wahre Possenreiherei. Mit dem hellkreischenden Rufe „Kix kix“ nickt er rasch mit dem Kopfe, schaut, denselben abwechselnd schief haltend, bald zur rechten bald zur linken, streckt sich jetzt mit glattanliegendem Gefieder senkrecht in die Höhe, um sich kurz darauf wie in übermüthiger Laune aufzublasten, oder unter Knappen des Schnabels sich zu schütteln; er verdreht den Hals, wobei sich das Gesicht unter auf- und zugehendem Schnabel

* Vergl. Nr. 23 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“.

und unter Sträuben der Wangen und Kopfeitenfedern offenartig verzerrt.

Sein Ab- und Zuflug von Baum zu Baum geht rasch in bogigen Linien wie derjenige seines nahen Verwandten, des Steinkauzes, ganz anders als der Flug der Nachtkäuze oder der Ohrenulen. Auch sein Betragen zur Minnezeit im März bietet Eigenartiges. Aus der Höhle einer Eiche, Föhre oder Buche erklingt dann der hohle Ruf des Männchens in den Silben „Klululu“; des Abends aber verläßt es das Nestloch, fliegt in fast senkrechter Richtung am Stamme herunter und streift meist ganz niedrig über die Triften und Schläge dahin. Erwähnt muß werden, daß das Käuzchen sich sehr nützlich von Kerfen aller Art ernährt; so ist es auch nach dieser Seite hin unserer Schonung und Theilnahme würdig.

Das gerade Gegenstück von dem Zwergkauze lernen wir in dem Riesen der Ohrenulen, dem Uhu, kennen. Die ansehnlichen Federbüschel über dem Gehöre und seine bedeutende Leibesgröße, (er wird über 60 cm lang) machen ihn zum urbildlichen Vertreter der Familie der Ohrenulen. Ist die Fieder seines Kopfes schon auffallend, so vollendet dessen Dicke und Größe das Absonderliche dieses Nachtvogels; sein großes, abgeplattetes, mit goldgelber Iris leuchtendes Auge, der ausgebauchte Schnabel und die stämmigen befiederten Beine mit der Räuberwehr von stark gebogenen, festen und langen Krallen verrathen schon im Aeußeren einen mächtigen Gefellen der Nacht.

Düster wie die Nacht ist auch sein massiges Gefieder. Unbestimmt rostgelb erscheint es in seiner Grundfärbung, oberseits dunkler als unterhalb, hier schwarz längsgestreift, dort schwarz gestammt, nur die Kehle und das Innere der sonst schwarzen Federbüsche zeigen hellere Töne. Der männliche Uhu, obgleich kleiner als der weibliche, hat erheblich höhere Ohrenbüschel, die sich etwas nach hinten biegen.

Sein Gebahren ist verschlossen, scheu, linksich und täppisch am Tage; in der Nacht aber entfaltet sich sein Wesen; da wird er ein wilder, ungestümer, räuberischer Gesell.

Seine eigentliche Heimath sind Gebirgswaldungen mit schroffen Hängen und Felsgeklüften. Hier in diesen versteckten düsteren Schluchten und Winkeln sitzt er Tags über wie ein versteinertes Bild. Findet er keine passende Felspalte, so wählt er auch wohl Waldstellen, wo das Laubdach der Bäume den Blick in seine Einsiedelerei verschließt, oder verfenkt sich in eine finstere Baumhöhle.

Im Ebnwald und Taunus haben wir den schenen, unheimlichen Vogel der Nacht eingehend zu beobachten Gelegenheit gehabt. Merkwürdigerweise trat dabei zu Tage, daß der Uhu da, wo er selten war, in der Zurückgezogenheit wilder Waldnatur hauste, bei

häufigerem Vorkommen aber nahe an Plätzen menschlichen Verkehrs und bewohnten Stätten lebte und hier sogar nistete, so bei Winterkisten im Odenwalde. Dort war das Thier früher häufig vertreten, und es ist gewiß kein Zufall, daß von dort auch die Sage vom Auszuge des wilden Ritters Rodenstein entstammt.

Wild wie die Ginde, in der sie leben, ist auch die Liebe der Uhus. Die männlichen verursachen bei ihren Kämpfen der Eiferucht ein gespensterhaftes Geräusch, das übertönt wird von den eigenthümlichsten, schauerlichsten Rufen, die weithin aus den Wäldern dringen. Neben dem bekannten hohlen „Uhu“ entstehen krächzende, ächzende Laute, stöhnende und wie fernes Heulen schallende Töne, verbunden mit Knappen der Schnäbel und Klatschen der

Flügel. Die weiblichen Uhus begleiten dieses unheimliche Konzert der erzürnten Kämpfer mit Tönen, die menschlichem Jammergeschrei zu vergleichen sind. Dieses Lärmen und Toben erhebt sich in manchen Stunden der Nacht zu wilder Raserei, so daß den Beherztesten ein Grauen erfasst. — Sobald es des Abends zu dämmern anfängt, wird der Uhu auf seinem Sitze („Stande“) unruhig; er tritt einige mal hin und her, schüttelt sich und ordnet sein Gefieder, um darauf sofort abzufahren. Dieser Abstrich ist fast unhörbar leis, der Weiterflug, namentlich wenn er wie gewöhnlich dem Raub gilt, geht mit unglaublicher Raschheit und Gewandtheit durchs Geäste in mäßiger Höhe über den Boden dahin. Diese Raubzüge durchs Waldesdunkel gelten nicht sowohl den Mäusen und Ratten, seiner Lieblingspreiße, sondern vielmehr vorherrschend dem Klein- und Mittelgeflügel. Er scheucht mit klatschenden Flügel schlägen, namentlich an Nadelholzbäumen herstreifend, die schlafenden Vogel auf und fängt die wie Aufblatzernden mit Leichtigkeit.

In den Reihen der Säugethiere ist das Rehküchlein, selbst das Wildkalb nicht sicher vor seinen wuchtigen Angriffen. Und wie sein Raubwesen eine große Menge von Thieren gefährdet, so ist auch das Feld seiner räuberischen Thätigkeit ein großes und mannigfaltiges. Aus dem Walde lenkt sich sein nächtlicher Flug zur Steppe und zu den Feldern, zu Bächen, Flüssen und Teichen, und er schlägt hier die auf der Wasserfläche oder am Ufer ruhenden Wildenten so sicher, wie er auf Wiesen und Feldern die Lerche, im Busch das Rothkehlchen erhascht, oder wie er an andern Orten den Hasen, das Kaninchen, den Marder, Fitis und das Wiesel bewältigt. Selbst seine Verwandten überfällt er mit Mordgier, und mit dem Erbeuten von Lurchen und Kerbtieren beschließt er seinen ergiebigen Raubzug. Die überwiegende Schädlichkeit des Thieres aber wird durch die Ueberreste der Gewölle bewiesen, welche er an seinen „Ständen“ und in seinen Schlupfwinkeln auswürgt.



Zwergkauz von Weisen ausgeschimpft.

Zeichnung von Adolf Müller.

Im März erbaut der Uhu seinen Horst, einen zusammengetragenen Nistkasten von demselben Holz, Geäst, Laub und Moos in einer Felsenpalte, einer Mauer- oder Erdhöhle, auf Ruinen und allem Gemäuer eines einsamen Gebäudes, selbst auf dem Boden an einem Abhange, oder er wählt den verlassenen Horst eines Tagraubvogels, eines Raben oder des schwarzen Storchs zum Nistplatze. Sind die flaumigen Jungen aus den zwei bis vier runden, weißen, grobförmigen Eiern geschlüpft, dann beginnt der Höhepunkt des Raubwesens, das weit über das Maß des Be-

dürfnisses hinausgeht. Wie die Jungen schon anfänglich ihr böshafes Wesen dem Raubenden dadurch zeigen, daß sie sich auf den Rücken werfen und die Fänge vorstrecken, so wird die Wildheit des alten Uhns in diesem Zeitpunkte selbst dem Menschen gefährlich, sobald der Brut Gefahr droht. Ja, der so unbändige, räuberische Unhold der Nacht liebt seine junge Nachkommenschaft dermaßen, daß er sie im Falle der Noth vom Nistplatze nach einem sichereren Orte fortträgt — ein Lichtstrahl in dem Bilde des einfielerischen Kauzes.

Blätter und Blüten.

Des Deutschen Reiches zweiter Kanzler. (Zu dem Bilde S. 241.) Seit beinahe zwanzig Jahren steht unser junges Deutsches Reich aufgerichtet, geachtet, wohl auch gefürchtet nach außen, verwachsend und sich festigend im Innern. Und diese ganze Zeit über war es ein Mann, der als des Reiches oberster Beamter Deutschlands Geschichte lenkte, der auf seinen Schultern eine riesige Geschäflast und eine noch riesigere Verantwortung trug, und der die Fäden der europäischen Politik in seiner nervigen Hand straff und fest zusammenhielt — ein Mann, beispiellos in der Geschichte unseres Volkes, beispiellos fast in der Geschichte der Menschheit!

Er ist heute nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches! — Es ist nicht dieses Ortes, die Gründe und Stimmungen zu erörtern, die den Fürsten von Bismarck bewogen, seine Ämter in die Hände seines Kaisers zurückzulegen. Genug, er schied — und mit stummer Ehrfurcht schaut Europa auf den gewaltigen Mann, wie er hinausstreitet aus seinem Amtszimmer und die Thür hinter seinem politischen Leben schließt.

Aber die Welt steht nicht still, auch wenn der größte Mann freiwillig oder unfreiwillig die Hände sinken läßt. In den Palast an der Wilhelmstraße zu Berlin hat ein anderer seinen Einzug gehalten: Georg Leo von Caprivi de Caprera de Montecuculi heißt des Deutschen Reiches zweiter Kanzler.

Mühte man Hände schreiben, um das Werk des scheidenden Kanzlers zu erschöpfen, die Geschichte des neuen ist fast noch ein unbeschriebenes Blatt. Ein Soldat, der ein Leben lang seinen Dienst mit Auszeichnung gethan, ein Mann, der auch in weniger vertrauten Verhältnissen einen klaren Kopf und eine kräftige Hand bewiesen hat — das ist der Nachfolger eines Kiefern, der einem Jahrhundert eine andere Gestalt gab.

Georg Leo von Caprivi ist am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg als Sohn des Obertribunalsrats von Caprivi geboren. Er trat mit 18 Jahren in die Dienste des Generalstabs, kam aber bald in die Dienste des Generalstabs bei der I. Armee (König Friedrich Karl), den Krieg von 1870 als Chef des Generalstabs des X. Armeekorps mitgemacht. Als Abtheilungschef im preussischen Kriegsministerium hat er nach dem großen Kriege eine wichtige Stellung bekleidet und den großen russischen und französischen Manövern als besonderer Abgesandter beigewohnt. Dann folgten sich die höheren Kommandos der Brigade und der Division, bis ihn plötzlich — es war am 20. März 1883, genau sieben Jahre vor seiner Erhebung zum Reichskanzler — eine kaiserliche Ordre an die Spitze der Admiralität stellte. Fünf Jahre lang hat er diesen Posten bekleidet, dann aber ließ ihn Kaiser Wilhelm II. seinem Bismarck entsprechend in das Landheer zurücktreten und gab ihm das Kommando des ersten Armeekorps, als dessen Generalstabschef er einst im siebenziger Kriege, besonders in den Tagen der Schlachten um Metz, wesentliche Dienste geleistet hatte. Und nun hat ihn ein neuer Willensakt seines obersten Kriegsherrn von seinem Generalkommando zu Hannover weg an die höchste Stelle berufen, die dem Deutschen Kaiser zu vergeben ist, auf den Platz von „des Deutschen Reiches Fahnenträger“.

Man findet, Caprivi habe Ähnlichkeit mit Bismarck, seine Hünen-gestalt, sein kräftiger, runder, sparsam behaarter Kopf mit weißem Schnurrbart und mit stark ausladenden, buschigen Augenbrauen erinnern lebhaft an den „eisernen Kanzler“. Unser Bild bestätigt diese Ähnlichkeit, und sie mag, äußerlich wenigstens, dazu beitragen, den Uebergang zu erleichtern von des Reiches erstem zu seinem zweiten Kanzler.

Von der Insel Malta. (Mit Abbildung Seite 257.) Während der größte Theil unserer Winterflüchtlinge sich die Riviera zum Reiseziel setzt, wählen andere, welche die weitere Reise in der maltesischen Hauptstadt Lapalette auffällt. Eine italienische, mit arabischen Bruchstücken gemischte Bevölkerung unter englischer Herrschaft! Statt des leichtfüßigen gewandten Bergvolkes mit seinem wallenden Federbusch, statt der schmunden Carabiniere in Frack und Dreimäster sieht man hier und da auf den

Wandungen Gestalten aufgezogen, lang, schlank und roth wie eine Stange Siegelack, mit weißem Helm auf dem Kopf — es sind die englischen Koloniesoldaten. Die Bootleute, die uns aus Land rudern, sprechen den malteser Dialekt, ein Gemisch von Italienisch und Arabisch, aber die slinken Naturini mit ihren lauberen Carozellen sind des Italienischen vollständig mächtig. Statt einer Vira verlangen sie „un cillino“, und man muß sich erst bestimmen, daß das ein Schilling sein soll. So wenig ist also im Verlauf von 90 Jahren das Englische von der Bevölkerung der eroberten Insel angenommen worden.

Kein Wunder daher, daß der Versuch der Engländer, ihre Landessprache als Amtssprache einzuführen, glänzend gescheitert ist. Nur für laubere Straßen und gutes Pflaster hat man überall gesorgt. Vier größere Gasthäuser stehen uns zur Verfügung. Ihre innere Einrichtung ist nicht besser als die der italienischen Gasthöfe zweiten Ranges trotz des Fahrenheit-Thermometers, der sich im Speisezimmer befindet. Von diesem Instrumente sich zu trennen, scheint den Engländern geradezu unmöglich, während die meisten Nationen längt die in der Wissenschaft allein gebräuchliche hunderttheilige Scala nach Celsius angenommen haben. Von hervorragender Güte ist die Verpflegung. Wer sich an die Auspruchslosigkeit der italienischen Küche gewöhnt hatte, sieht hier mit Bewunderung, was der englische Magen vertragen kann. Für den Revisionspreis von 8 bis 10 Schilling täglich erhält man außer Wohnung 3 Mahlzeiten, die in der Regel um 9, 1 und 6 Uhr stattfinden. Schon das erste Frühstück, welches neben Thee aus verschiedenen Eierweissen, gebackenen Fischen und gebratenem Fleisch besteht, gibt uns eine Idee von dem, was wir weiterhin zu erwarten haben, und in der That kann damit auch der verwöhnteste Geschmack und der ausgeprobenste Heißhunger befriedigt werden.

Das Klima von Malta hat seine Licht- und Schattenseiten. Im regenlosen Sommer sind Hitze und Kalkstaub unerträglich, und wer irgend kann, verläßt dann die Insel. Dieser Zustand dauert an bis in den September hinein, wo noch einzelne Stöße des erchlaffenden Sirocco die Insel treffen. Dann kommen die Herbstregen, die, vom vorräthigen Kalkboden gierig aufgesogen, den Staub löschten, die hochgradige Wärme mäßigt sich, bleibt aber immer auf einer für den Nordländer ganz behaglichen Stufe. Beträgt für San Remo die mittlere Temperatur der 3 Wintermonate $9\frac{1}{2}^{\circ}$, für Kaccio 11° , für Palermo $11\frac{1}{2}^{\circ}$, so erhebt sie sich für Lapalette auf $13\frac{1}{2}^{\circ}$ C., und dabei sind die täglichen Wärmeschwankungen, der Raum des Inselklimas entsprechend, sehr unbedeutend. Gegen Mitte des Winters erfolgen neue Regengüsse oft von tropischem Charakter, und nun, bis in das Frühjahr hinein, leidet die Insel unter ihrer vollständigen Schutzlosigkeit gegen die Nordwinde. Man sieht, daß die gute Zeit Malτας für Leidende, insbesondere für Brustkranke, sich auf Anfang Oktober bis Mitte Dezember beschränkt.

Ein sehr wesentlicher Nachtheil Malτας ist die Schattenlosigkeit. Der dringenden Nothwendigkeit, sich überall gegen die Sonne zu schützen, entspricht die allgemeine Tracht der Frauen, welche unsere Abbildung veranschaulicht, die Faldetta, jener schwarzseidene Kopfschurz, einer Schürze vergleichbar, deren oberer zusammengegriffener Theil über dem einen Ohre sitzt, während der untere maltesisch über den Kopf herabfällt, das Gesicht schützend und wie in einen schwarzen Rahmen einfassend. So hat hier am Gestirne des Mittelmeeres der gewöhnliche Schattenpender der Helgoländerinnen diese anmuthigere Form angenommen. Nun befindet sich zwar in der Umgebung des botanischen Gartens von Lapalette eine Anpflanzung, innerhalb welcher Orangen, Mandarinen, Korfbäume und Rhododendren einigen Schutz genießen, aber eine wirkliche Parkanlage trifft man erst in S. Antonio, im Garten des Gouverneurs, der 7 Kilometer von der Stadt entfernt ist. Sonst ist man überall darauf angewiesen, zwischen graugelben Häusern und Mauern auf den häufig heil ansteigenden Straßen zu wandeln, und oft genug muß uns der Aufenthalt in den hohen, luftigen Zimmern des Gasthofs den Luftgenuss im Freien ersetzen.

Keiner Briefkasten.

C. W. in L. Die Glätte und der Glanz des Barbers kommt von Satinieren her; dasselbe ist bei der „Gartenlaube“ wie bei allen illustrierten Blättern notwendig, weil nur auf diese Weise ein guter Eindruck der Bilder erzielt werden kann. Dem beim Lesen dienenden Glanze des Barbers ist übrigens sehr leicht abzuhelfen, wenn man die obere Seite des Blattes gegen das Licht etwas erhebt.

Langjährige Abonnentin in Berlin. Eine derartige Anstalt für fittlich geordnete Knaben ist das Realgymnasium der Stadt Leipzig. Vergl. unseren Artikel in Nr. 16 der „Gartenlaube“ 1888.

Inhalt: Madonna im Kolenbaj. Roman von Heinrich Ertmann (Fortsetzung). S. 241. — Reichskanzler Georg Leo von Caprivi. Bildn. S. 241. — Als der Großvater die Großmutter nahm. — Zwei Bilder S. 244 und 245. — Herzensschmerz. Von Professor Dr. C. Heinrich Rich. S. 247. — Ueber den Ocean. Bilder von einem deutschen Schnellbooter von Gustav Kopal. S. 249. Mit Abbildungen S. 249, 250, 251, 252, 253 und 254. — Flammenscheiden. Roman von G. Wenzel (Fortsetzung). S. 254. — Malteserin mit der Faldetta. Bild. S. 257. — Originalgehalt der heimischen Vogelwelt. Ibierecharakterisierungen von Adolf und Karl Müller. 3. Sonderlinge und Käuze. b. Käuze: Zwergkauz. Bild. S. 258. Mit Abbildung S. 259. — Blätter und Blüten: Des Deutschen Reiches zweiter Kanzler. (Zu dem Bilde S. 241). S. 260. — Von der Insel Malta. (Zu dem Bilde S. 257). Von Hermann Reimer. S. 260. — Kleiner Briefkasten. S. 260.

Verantwortlich unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Reimer. Verlag von Ernst Neils's Nachfolger in Leipzig. Druck von W. Biede in Leipzig.